pro
Christliches Medienmagazin

6 | 2016
www.pro-medienmagazin.de

Friede auf Erden

Ein zerbrechliches Gut bewahren

Walter Kohl

Unternehmer berichtet von seinem Weg zur Versöhnung

Jessica Brautzsch

Journalistin erklärt den Glauben multimedial

Harald Glööckler

Designer gibt der Bibel ein paradiesisches Kleid

Liebe Leserin, lieber Leser!

„Friede auf Erden“ – mit diesen Worten kündigt der Engel auf dem Feld bei Bethlehem die Geburt des versprochenen Retters an. An vielen Stellen in der Bibel lesen wir davon, dass auch Jesus später den Menschen Frieden zusprach. Bis heute grüßen sich Juden mit „Shalom“, arabischsprachige Menschen sagen „as-salaamu alaikum“. Auch in der kirchlichen Gottesdienstliturgie gibt es den Friedensgruß.

Die Sehnsucht nach Frieden, sie steckt in jedem Menschen. Frieden ist mehr als die Abwesenheit von Streit, Konflikt oder Krieg. Echter Friede bedeutet, dass eine Beziehung heil ist. Das gilt zwischen Menschen oder Nationen. Auch die Beziehung zu mir selbst braucht Versöhnung – und die zu Gott.

Zu Weihnachten feiern wir die Geburt Jesu, des „Friedefürsten“, wie der Prophet Jesaja ihn angekündigt hatte. Jesus sagt von sich: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch.“ (Johannes 14,27). Menschen können sich um den Frieden untereinander bemühen. Den mit Gott hat Jesus gebracht. Und der kann auch unsere irdischen Beziehungen verändern und heilen. In diesem Sinne ist Weihnachten nicht das Fest eines kitschigen Friedens, es ist keine scheinheilige Veranstaltung in einer unheilen Welt. Gott bietet mit seinem Sohn Jesus Christus, der als Menschenkind zur Welt kommt, die Chance für einen echten Frieden, der Herzen verändern kann.

In unserem Titelthema (Seite 6) beschäftigen wir uns damit, wie das gelingen kann. Und da müssen wir zunächst einmal nüchtern feststellen: Es gibt so viel Unfrieden. Kriege, von denen wir gar nichts wissen, aber auch Spannungen und Konflikte in unserem persönlichen Umfeld. Hier ist jeder von uns gefragt, Friedensstifter zu sein – mit Worten und mit Taten.

Ganz konkret praktizieren das christliche Fußballfanclubs: Zum Beispiel durch gemeinsame Gottesdienste mit Fans rivalisierender Mannschaften. pro-Redakteur Johannes Weil war dabei (Seite 20). Eine wirklich ungewöhnliche Wendung hat Janin Abendroth erlebt. Sie war lesbisch – und heiratete schließlich einen Mann, nachdem sie mit sich selbst und mit Gott Frieden geschlossen hatte. Ihren faszinierenden Bericht lesen Sie auf Seite 24.

Ich wünsche Ihnen wertvolle Impulse beim Lesen dieser Ausgabe des Christlichen Medienmagazins pro – und dass Sie an Weihnachten ein wirklich friedvolles Fest erleben.

Christoph Irion

Inhalt 2
Meldungen 4
Leserbriefe 15
Kolumne: prost! 49

GESELLSCHAFT

Titel: Friede soll sein
Warum Friede auf Erden mehr als ein frommer Wunsch ist 6
Titel: „Verantwortung für mein eigenes Gefühl übernehmen“
Den Konflikt hinter dem Konflikt aufdecken 10
Titel: „Zu viele Menschen haben vergessen, was Krieg ist“
Walter Kohl über gelingendes Leben 12
Titel: Prügelknaben der Nation
Die Polizei vermisst Respekt 16
Titel: (K)ein ganz normaler Fanclub
Wenn Rivalitäten im Fußball zur Nebensache werden 20

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.
Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.
Bestellen Sie proKOMPAKT kostenlos!
www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151

Die Regenbogenfarben haben für Janin Abendroth eine neue Bedeutung bekommen

„Atheistisch und lesbisch – dann landete ich in einem Gottesdienst“
Warum Janin Abendroth einen Mann heiratete 24
Angriff auf das Gipfelkreuz
Eine Kolumne von Wolfram Weimer 27
Alles schwingt
Der Soziologe Hartmut Rosa erklärt die Beziehung zwischen Mensch und Welt 28
Amerika zwischen Traum und Albtraum
Donald Trump und die Denkzettel-Wahl 32

MEDIEN

Gesucht: Journalismus mit Tiefenschärfe
Wie Social Media den Journalismus verändert 34
Ein göttlicher Livestream
Gottes Versorgungsprinzip in unsicheren Zeiten 37
„Ich wollte der Sache eine Chance geben“
Die Journalistin Jessica Brautzsch erklärt den Glauben multimedial 38
Zäune für die Online-Spielwiese
Der Versuch, Jugendliche vor gefährlichen Internetinhalten zu schützen 42
Mit Druck zur Reformation
Luther: Keine Angst vor neuen Medien 44
Erlöse uns vom modernen Krimi
Was Religion und Krimi gemeinsam haben 46

KULTUR

Mit Kindern Bibelgeschichten entdecken
Kinderbibeln im Test 50
Musik, Bücher und mehr
Neuerscheinungen kurz rezensiert 54

IMPRESSUM

christlicher medienverbund kep

Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
Vorsitzende Margarete Hühnerbein | Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktion Martina Blatt, Moritz Breckner (CvD), Nicolai Franz, Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anne Klotz, Michael Müller, Norbert Schäfer, Jörn Schumacher, Jonathan Steinert (Planer dieser Ausgabe), Dr. Johannes Weil, Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

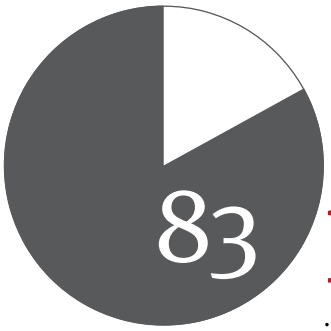
Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152
Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
Druck Dierichs Druck+Media GmbH & Co KG, Kassel
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 513900 00 | IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)
Titelfoto pressdigital, iStock

Trump-Wahl: Journalisten üben Selbstkritik

Foto: Axel Springer SE

Springer-Chef Matthias Döpfner kritisierte „Wählerverachtung“ im Journalismus

Nach der Wahl von Donald Trump zum US-Präsidenten haben sich Medienvertreter selbstkritisch gezeigt. Hajo Schumacher räumte ein: „Ich habe als Journalist meine Aufgabe nicht erfüllt.“ Die 60 Millionen Menschen, die Trump gewählt hatten, könnten nicht alle Idioten sein, schrieb er in der Berliner Morgenpost. Genau so habe er mit seiner „Trivialsoziologie“ aber immer wieder argumentiert. In Wirklichkeit wisse er nichts über die Träume und Sorgen dieser Menschen und habe Stereotype und Vorurteile verbreitet. Schumacher erklärte: „Ich komme nicht umhin, mich zu einer gewissen bildungsbürgerlichen Arroganz zu bekennen, die mit Ignoranz einhergeht, eine ebenso bequeme wie widerwärtige Heute-Show-Attitüde, von ganz oben runter.“ Matthias Döpfner, Vorstandsvorsitzender der Axel Springer SE, zu der die Zeitungen Bild und Die Welt gehören, schrieb, Trump sei kampagnenhaft bekämpft worden: „Im Kampf für die gute Sache blieb die Fairness auf der Strecke.“ Döpfner ergänzte: „Die Sorgen der Menschen, die das politische Establishment so sehr entfremdete, dass sie bei Trump Zuflucht suchen, wurden nicht ernst genommen, sondern lächerlich gemacht.“ Auf den „Emporen des guten Geschmacks der veröffentlichten Meinung“ herrsche „statt Verständnis und Empathie Publikumsbeschimpfung und Wählerverachtung“. Dies werde von den Menschen durchschaut. | **MORITZ BRECKNER**



83 prozent

... der Jugendlichen in Deutschland trauen religiösen Institutionen nicht oder nur wenig. Das ergab ein Zwischenergebnis der Studie „Generation What?“, an der auch der Bayerische Rundfunk beteiligt ist. Nur 14 Prozent sprachen religiösen Institutionen einigermaßen ihr Vertrauen aus, und zwei Prozent völlig. Die Studie unterschied bewusst nicht zwischen bestimmten Institution – etwa der Katholischen oder der Evangelischen Kirche. Den Medien ergeht es nicht viel besser: Ein Viertel der befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen hat gar kein Vertrauen. 40 Prozent stehen den Medien skeptisch gegenüber, nur drei von 100 vertrauen den Medien voll und ganz. Die Umfrage differenzierte dabei nicht zwischen privaten und öffentlich-rechtlichen Medien oder zwischen Print-, Hörfunk, Online- oder TV-Medien. Auch die Politik erfährt wenig Vertrauen unter Jugendlichen in Deutschland: Nur ein Prozent von ihnen vertraut der Politik völlig, hingegen herrscht bei 71 Prozent Misstrauen.

Mehr als 930.000 Nutzer aus 35 Ländern haben bisher an der europaweiten Online-Umfrage zur Lebenswelt von Menschen zwischen 18 bis 34 Jahren teilgenommen. Koordiniert wird „Generation What?“ von der Europäischen Rundfunkunion (EBU). In Deutschland begleitet der Bayerische Rundfunk zusammen mit dem ZDF und dem SWR das Projekt. | **JÖRN SCHUMACHER**

Drei Fragen an …

… **Uwe Heimowski**, seit Oktober Beauftragter der Deutschen Evangelischen Allianz (DEA) am Sitz des Deutschen Bundestags und der Bundesregierung. Zuvor war er Pastor der Evangelisch-freikirchlichen Gemeinde in Gera und Mitarbeiter im Büro des CDU-Bundestagsabgeordneten Frank Heinrich.

pro: Welche Aufgaben haben Sie in Ihrem neuen Amt?

Uwe Heimowski: Den sehr unterschiedlichen Themen der DEA ein Gesicht und eine Stimme zu geben, ist meine Aufgabe. Themen wie etwa Religionsfreiheit und Lebensschutz, der Wert von Ehe und Familie, aber auch der Schutz von Menschenrechten und das Engagement gegen Menschenhandel. Innerhalb der Allianz werde ich dafür werben, dass man respektvoll mit Politikern umgeht und für sie betet. Und sich politisch engagiert und Verantwortung wahrnimmt. Meine Aufgabe wird zudem sein, Kontakte zu pflegen und weitere Gesprächspartner zu finden – in der Politik und auch im Dialog mit den Kirchen.

Was liegt Ihnen persönlich auf dem Herzen?

Ich möchte gerne, dass Politiker eine Atmosphäre erleben, in der sie wertgeschätzt sind. Jeder noch so kritische inhaltliche Diskurs muss in einer Atmosphäre der Wertschätzung stattfinden. Das zweite ist, dass wir uns als Allianzleute auch für das interessieren, was in der Welt passiert, dass wir uns nicht in die Gemeinden zurückziehen, sondern diese Gesellschaft mitgestalten.

Welchen Stellenwert nimmt bei Ihnen die Ökumene ein?

Einen sehr großen. Die DEA ist von Beginn an eine ökumenische Bewegung auf einer klaren biblischen Grundlage. Jesus hat dafür gebetet, dass wir als Christen alle eins sein sollen. Wer das ernst nimmt, der muss ökumenisch sein.

Vielen Dank für das Gespräch. | DIE FRAGEN STELLTE NORBERT SCHÄFER

Foto: pro/Norbert Schäfer

Uwe Heimowski vertritt in Berlin die Interessen der Deutschen Evangelischen Allianz

Foto: pro/Norbert Schäfer

Reinhard Bingener arbeitet seit acht Jahren als Journalist. Derzeit berichtet er als politischer Korrespondent aus Hannover über Niedersachsen, Sachsen-Anhalt und Bremen sowie über die Evangelische Kirche.

„Der Wahrheit den Vorzug geben“

Journalisten sollen nichts verschweigen, auch wenn die Berichterstattung negative Folgen für Beteiligte haben kann. Dafür plädiert der politische Korrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung Reinhard Bingener. Reporter sollten beim Berichten stets der Wahrheit den Vorzug geben. Andernfalls fühlten sich Leser bevormundet. „Medien haben keinen Grund, sich als Herkules am Scheideweg zu inszenieren“, sagte der Redakteur im November bei der vom Christlichen Medienverbund KEP organisierten Journalisten-Tagung „publicon“ in Kassel. Siege bei den Medien das Verantwortungsprinzip gegenüber der Wahrheit, frage der Journalist nach den negativen Konsequenzen seiner Berichterstattung. „Doch unbequeme Wahrheiten haben unbequeme Folgen.“ Dieser Gedanke könne zu einer Schere im Kopf der Journalisten führen. Andernfalls würden sich Journalisten aber anmaßen, selbst Handelnde zu sein. Wenn Leser fühlten, eine Meinung werde ihnen vorgeschrieben, könne dies den Eindruck erwecken, „Objekte von Volkserziehung zu werden“. | MARTINA BLATT

Foto: SeanPavonePhoto, fotolia

Knoten im Colt: Diese Bronzeskulptur des schwedischen Künstlers Carl Fredrik Reuterswärd steht vor dem UN-Hauptquartier in New York. Eine Kopie davon hat der Künstler dem früheren Bundeskanzler Gerhard Schröder (SPD) für dessen Einsatz für den Frieden geschenkt. Sie steht im Garten des Kanzleramtes.

Friede soll sein

Zu Weihnachten feiern Christen die Geburt von Jesus – dem „Friedefürsten“. Doch mit dem Frieden auf Erden ist es oft nicht weit her, sie ist übersät von Konflikten und Gewalt. Da klingt die Weihnachtsbotschaft fast zynisch. Was hat sie uns heute zu sagen? |

VON JONATHAN STEINERT

Ein Mädchen mit langen blonden Haaren, weißem Pulli und Bettlaken um die Schultern steht auf der Kanzel. Es ist dunkel im Altarraum, nur ein künstliches Lagerfeuer flackert auf den Stufen vorm Altar. Mit einem Mal gehen die Scheinwerfer an und beleuchten die Szenerie: Als Hirten verkleidete Jungen in Cordhose und Fellweste kippen von ihren Holzbänkchen und schreien auf, über ihnen schwebt ein weißer Adventsstern. „Fürchtet euch nicht“, ruft das Mädchen von der Kanzel. „Siehe, ich verkündige euch große Freude, denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Gleich darauf stimmen noch mehr in Weiß gewandete Kinder mit Kerzen in der Hand ein: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens.“

Jedes Jahr ist zu Weihnachten in Kirchen und Wohnstuben der Lobgesang der Engel zu hören, die die Geburt von Jesus Christus ankündigten. In Krippenspielen wird er vorgetragen, im Bericht über die Geburt Jesu aus dem Lukasevangelium rezitiert. Die Botschaft der Engel ist nicht nur Lob und Preis an Gott. Sie stellt auch den Menschen Frieden in Aussicht. Doch mit dem Frieden ist es seit jeher „ein beschwerlich Ding“, wie die DDR-Schriftstellerin Gisela Steineckert in ihrem Lied „Der einfache Frieden“ dichtete – sowohl auf der zwischenmenschlichen Ebene, als auch gesellschaftlich und politisch.

Das Konfliktbarometer 2015, herausgegeben vom Heidelberger Institut für Internationale Konfliktforschung (HIIK), weist für das vorige Jahr 223 gewaltsame Konflikte aus, davon 19 Kriege. Das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen (UNHCR) zählte unter seinem Mandat im vorigen Jahr 65,3 Millionen Menschen im Jahr 2015 als Vertriebene aus – mehr als Großbritannien Einwohner hat. So viele waren es noch nie. In den meisten Fällen sind Kriege und Gewalt die Ursache dafür. Syrer führen die traurige Rangliste von Flüchtlingen an.

Europa als Friedensprojekt

Das „Institute of Economics and Peace“ wählt eine andere Perspektive als das HIIK: Es zählt nicht die Konflikte, sondern misst anhand von 23 Kategorien, wie friedlich Länder sind. Daraus stellt das Institut, das seinen Sitz in New York und Sydney hat, den Weltweiten Friedensindex (Global Peace Index) zusammen, eine Rangliste von 163 Ländern. Am friedlichsten ist demnach Island, Syrien steht am anderen Ende der Skala. Unter den zehn friedlichsten Ländern sind neben Neuseeland, Kanada und Japan sieben europäische. Deutschland liegt auf Rang 16. Überhaupt ist laut dem Index Europa die friedlichste Region der Welt.

Dass in Westeuropa seit über 70 Jahren Frieden herrscht, ist keine Selbstverständlichkeit – weltweit und mit Blick in die Geschichte auch für Europa nicht der Normalfall. „Wir leben auf einer Friedensinsel“, sagt Rafael Biermann, Professor für Internationale Beziehungen an der Universität Jena, im Gespräch mit pro. Der Zweite Weltkrieg sei ein Schock für die internationalen Beziehungen gewesen. Die europäische Integration und die Ausbreitung der Demokratie seien, befördert vom wirtschaftlichen Aufschwung, wesentliche Gründe dafür, dass sich nach diesem Einschnitt eine Friedensphase etablieren konnte. „Demokratien sind in der Regel untereinander friedlich“, weiß der Wissenschaftler aus der Forschung. Länder, die viel Kontakt miteinander haben, Handel treiben, zwischen denen also ein

Austausch stattfindet, werden ihre Beziehung nicht so leicht einem Konflikt opfern, weil sie aufeinander angewiesen sind. Deshalb sei es in erster Linie ein Friedensprojekt in Europa gewesen, auf nationale Souveränität zu verzichten und stattdessen enger zusammenzuarbeiten, erklärt Biermann.

Auf deutscher Seite machte sich der erste Bundeskanzler, Konrad Adenauer (CDU), von Anfang an für ein vereintes Europa stark. 1946 sagte er: „Ich hoffe, dass in nicht zu ferner Zukunft die Vereinigten Staaten von Europa, zu denen Deutschland gehören würde, geschaffen werden, und dass dann Europa, dieser so oft von Kriegen durchtobte Erdteil, die Segnungen eines dauernden Friedens genießen wird."

Sehnsucht nach der kleinen Welt

Die vergangenen Jahrzehnte haben gezeigt, dass die Visionäre eines vereinten und friedlichen Europas richtig lagen. Doch der Friede kann schnell brüchig werden. Siehe den Krieg in der Ukraine, der seit über zwei Jahren Opfer fordert, hierzulande aber kaum noch im öffentlichen Interesse steht. Es zeigt sich auch in Spannungen und Krisen, die es innerhalb der Europäischen Union gibt. Derzeit gewännen in vielen Ländern, die von Anfang an die europäische Einigung vorangetrieben haben, europakritische und nationalistische Bewegungen an Zulauf, beobachtet Biermann – etwa in Frankreich, Großbritannien, den Niederlanden und Deutschland, aber auch in Polen und Ungarn. Im Populismus und Radikalismus, die damit auch verbunden sind, sieht der Forscher derzeit die größte Gefahr für das „Friedensprojekt" Europa. Auch die Flüchtlingsfrage polarisiert und spaltet die europäische und insbesondere die deutsche Gesellschaft. Darin liegt nach Biermanns Ansicht ebenfalls Sprengkraft. Es sei eine Herausforderung, jetzt die Flüchtlinge so zu integrieren, dass der innere Frieden gewahrt bleibe.

Dass es Spannungen in unserer Gesellschaft gibt, zeigt sich nicht zuletzt an gewalttätigen Angriffen gegen Politiker aller Parteien und ihre Büros – 813 soll es in diesem Jahr laut einer Auskunft der Bundesregierung im September gegeben haben –, gegen Journalisten oder über 1.000 Angriffe auf Flüchtlingsunterkünfte im vergangenen Jahr. Ablesen lässt sich das auch an den Nutzerkommentaren unter Online-Beiträgen oder in den sozialen Netzwerken. Dort wird mitunter so herabwürdigend und beleidigend diskutiert, dass manche Nachrichtenseiten die Kommentarfunktion unter einzelnen Beiträgen geschlossen haben, etwa wenn es um Flüchtlinge geht. Auf Facebook sollen solche Beiträge mit Regierungsauftrag gelöscht werden.

Woher kommt das? Die Krisen, mit denen Europa derzeit und seit einigen Jahren zu tun hat, wie die Finanzkrise, die Bankrott-Gefahr südeuropäischer Länder, die Flüchtlingskrise und das aggressive Verhalten Russlands verunsichern viele Menschen und stellen Sicherheiten infrage. Dazu kommen oft schwer fassbare Effekte der Globalisierung, etwa die temporeiche technische Entwicklung und die vernetzte Kommunikation. „Das Gefühl vieler Menschen, in einer krisengeschüttelten Zeit zu sein, führt zu einem Prozess der Entwurzelung", sagt Biermann. „Es gibt viele, die sich als Globalisierungsverlierer sehen, die sich in die Übersichtlichkeit einer kleinen Welt zurücksehnen und den Eindruck haben, die Situation ist nicht mehr unter Kontrolle." Davon zeuge auch die Wahl in den USA, die den Politik-Quereinsteiger Donald Trump für die Republikaner zum designierten Präsidenten machte. Eine Absage der US-Bürger an das politische Establishment, zurück zu den eigenen amerikanischen Interessen. Womöglich ist auch der rauer gewordene Umgangston eine Folge dieser Verunsicherung und der damit verbundenen Ängste. Ein Weg, um sich seiner selbst zu vergewissern und sich von anderen abzugrenzen – ein brutaler wohlgemerkt.

Religion als Ursache allen Übels?

Für Biermann ist es ganz klar, was die Menschen im Bewusstsein der Krisen brauchen: Orientierung und Identität. Auch die Kirchen sieht er dabei in der Verantwortung, sowohl um Perspektiven und Orientierung zu geben, als auch ganz praktisch als Mediatoren. So vermittle etwa Papst Franziskus derzeit in Venezuela, das in einem Bürgerkrieg zu versinken drohe. „Kirchen können durch ihre Autorität wirken. Man geht davon aus, dass sie Integrität haben, für etwas einstehen und Werte vertreten und deshalb mit Glaubwürdigkeit auftreten können. So wie wir das zum Ende der DDR-Zeit erlebt haben, wo die Kirchen und Kirchenvertreter zentrale Bedeutung in der Politik bekamen, können Kirchen in Zeiten der Krise Orientierung bieten – und natürlich durch den Glauben eine feste Basis fürs Leben."

Religion spielt jedoch selbst oft in Konflikten eine Rolle, allein die Stichworte Kreuzzug und Islamistischer Terror wecken zahlreiche Assoziationen dazu, wie Gewalt im Namen einer Religion ausgeübt wurde und wird. Manch einer, wie der britische Biologe und Atheist Richard Dawkins, ist der Meinung, ohne Religion wäre die Welt friedlicher. Das ist so aber nicht haltbar. Eine Studie des angesprochenen „Institute of Economics and Peace" untersuchte genau diesen Zusammenhang. Dabei kam heraus, dass von 35 Konflikten im Jahr 2013 in fünf Fällen Religion und religiöse Ideologie Hauptursachen dafür waren. Oft gab es aber mehrere Ursachen, die zusammenwirkten. Häufiger waren es etwa eine ideologische oder politische Opposition, der Kampf um Ressourcen oder separatistische Bestrebungen.

Religion habe auch das Zeug zum Frieden: Sie verbinde Menschen über ethnische und soziale Grenzen hinweg. Außerdem schaffe sie einen sozialen Zusammenhalt und fördere das zivile Engagement. Auf diese Weise könne Religion einen wichtigen Beitrag zum Frieden leisten, so das Ergebnis der Studie. Der Dialog zwischen verschiedenen religiösen Gruppen sei eines der wichtigsten Werkzeuge, um Konflikte beizulegen.

Heikle Mission

Der Jenaer Friedensforscher Biermann erklärt, dass auch in religiös motivierten Konflikten das Glaubensbekenntnis selbst oft nicht das eigentliche Problem sei. „Die Identität der einzelnen Konfliktparteien definiert sich häufig über Religion. Die Katholiken und Protestanten in Nordirland definieren sich über die Religion und werden auch so wahrgenommen. Auch wenn der Konflikt kein religiöser ist, sondern ein territorialer." Religion bewege sich zwischen Konflikt und Frieden auf einem schmalen Grat, weil jede Religion – und vor allem die monotheistischen – einen Wahrheitsanspruch habe, der leicht in Intoleranz umschlagen könne.

Ähnlich verhalte es sich mit dem Missionsgedanken. Auf der anderen Seite gehe es bei den meisten Religionen im Kern um

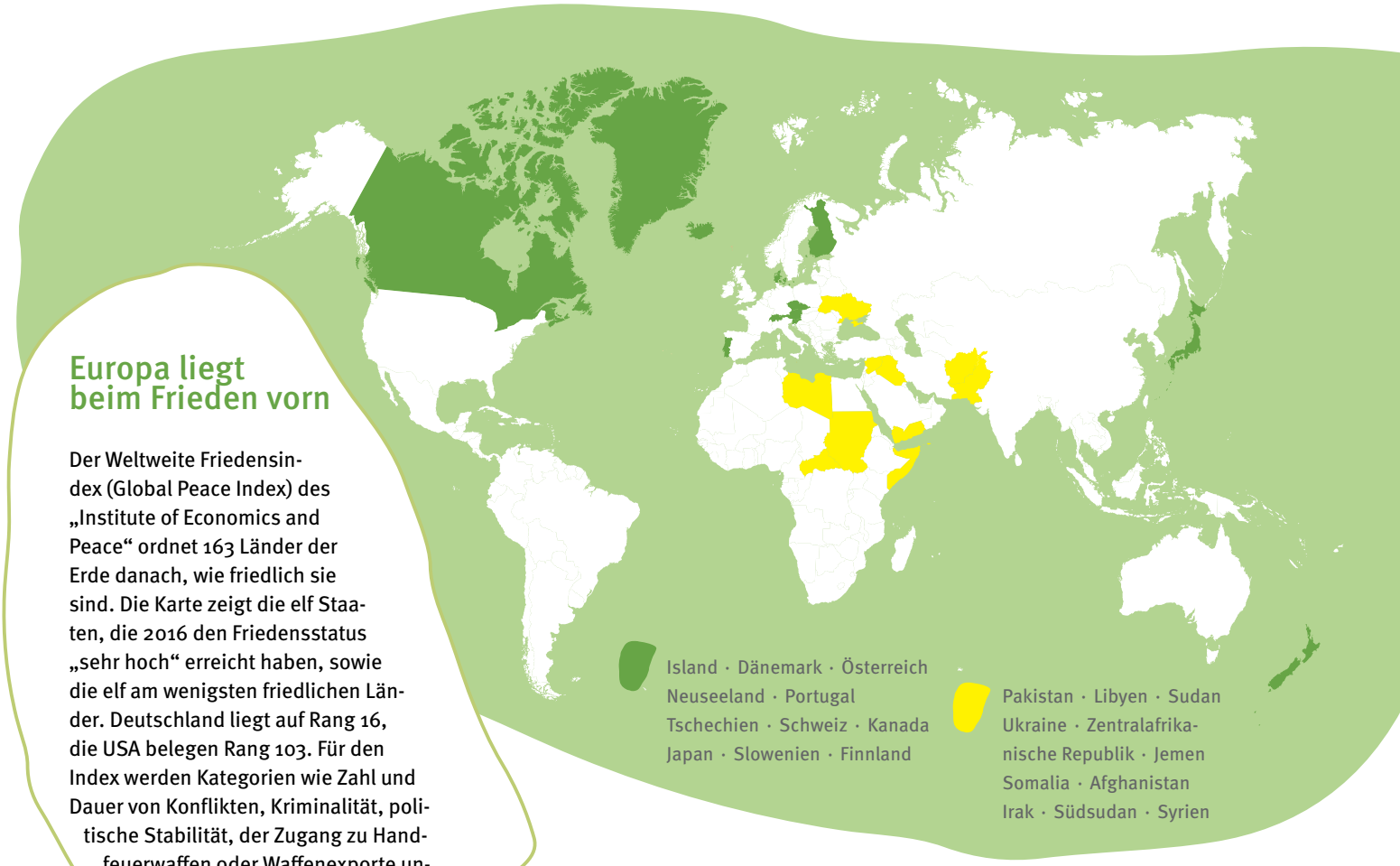
eine Versöhnung zwischen Gott und Mensch. „Das ist gleichzeitig eine Friedensbotschaft, die Potenzial freisetzen kann für Versöhnungsprozesse“, erklärt Biermann. Das hat er in den Konflikten auf dem Balkan beobachtet, wie auch im Nahostkonflikt. In diesem Zusammenhang sieht Biermann auch Persönlichkeiten wie etwa Desmond Tutu, der als anglikanischer Geistlicher in Südafrika eine wesentliche Rolle im Versöhnungsprozess nach dem Ende des Apartheidregimes spielte.

Dem Frieden in den Medien eine Chance geben

Wer Krieg führt – Militärs genauso wie auch Terroristen –, weiß um die Macht der Öffentlichkeit und die Wirkung von Bildern. Kriege und Konflikte sind deshalb auch immer Kämpfe um die Deutungshoheit derselben. „Die Wahrheit stirbt in einem Krieg zuerst“, soll der einstige kalifornische Gouverneur und Senator Hiram Johnson gesagt haben. Kommunikation gilt als Kernressource in der modernen Kriegsführung. Kriege sind seit jeher zentrales, geradezu klassisches Thema in den Medien. „If it bleeds it leads“ – wenn Blut fließt, führt es die Schlagzeilen an, lautet eine Redewendung. Hieran zeigt sich in besonderer Weise die enge Verbindung zwischen dem medialen Interesse nach spektakulären Bildern und dem politischen Interesse einer Konfliktpartei, ihre Deutung über die Medien zu verbreiten.

Journalisten haben daher eine große Verantwortung, wenn sie über Konflikte berichten. Denn sie können durch ihre Berichterstattung gewollt oder ungewollt Stimmungen aufheizen und einen Konflikt verschärfen. Oder aber auch den Blick auf Lösungsvorschläge, Präventions- und Versöhnungsprozesse lenken. Nur ist das seltener der Fall, denn aufregender, anschaulicher und damit für Medien potenziell interessanter sind Panzer, Bomben, Feuer, Opfer – weniger langfristige, mühsame diplomatische Verhandlungen im Vorfeld oder danach. Das stellt auch Friedensforscher Biermann fest: „Leider gibt es wenige Berichte von Konflikten, die noch in einem gewaltlosen Zustand sind, wo sich etwas anbahnt. Medien und Politik fokussieren auf Konflikte, die schon ausgebrochen sind. Deshalb hat es Prävention sehr schwer, insbesondere die Frühwarnung und Früherkennung.“ Als sich der Kosovokonflikt anbahnte, hätten das Medien und Internationale Gemeinschaft förmlich verschlafen. Ein Grund dafür sei, dass viele Medien nicht mit eigenen Korrespondenten vor Ort seien.

„Was der Journalismus dazu beitragen kann, dem Frieden eine Chance zu geben, ist, als Mediator zu fungieren“ – indem er durch die Berichterstattung den Konfliktparteien hilft, ihre gegenseitigen Fehlwahrnehmungen zu überwinden, die den Konflikt anheizen, schreibt der österreichische Psychologe und Friedensforscher Wilhelm Kempf in einem Aufsatz.



Europa liegt beim Frieden vorn

Der Weltweite Friedensindex (Global Peace Index) des „Institute of Economics and Peace“ ordnet 163 Länder der Erde danach, wie friedlich sie sind. Die Karte zeigt die elf Staaten, die 2016 den Friedensstatus „sehr hoch“ erreicht haben, sowie die elf am wenigsten friedlichen Länder. Deutschland liegt auf Rang 16, die USA belegen Rang 103. Für den Index werden Kategorien wie Zahl und Dauer von Konflikten, Kriminalität, politische Stabilität, der Zugang zu Handfeuerwaffen oder Waffenexporte untersucht.

Selig sind, die Frieden stiften

Wir haben offenbar verlernt und vergessen, was Jesus vorgelebt hat: Er sah den einzelnen Menschen als Mitmenschen. „Er sah über die äußeren Erkennungszeichen hinweg auf den innewohnenden Wert des Menschen, den er mit ihm teilte, einen Wert, den er mit ihm gemein hatte, einen Wert, in dem ein gemeinsamer göttlicher Funke lebte.“ So formuliert es der amerikanische Friedensforscher und Autor John Paul Lederach in seinem Buch „Vom Konflikt zur Versöhnung“. Wer im anderen ein Ebenbild Gottes sieht, kann in ihm kein Feindbild aufbauen, erklärt er. Dazu muss man nicht auf die Konflikte dieser Welt schauen: Das gilt für die eigene Haltung gegenüber Politikern des Establishments genauso wie gegenüber Wählern der „Alternative für Deutschland“, für den muslimischen Migranten wie für den einheimischen Freikirchler, für die alleinerziehende Mutter ebenso wie für den schwulen Nachbarn. Frieden beginnt dabei, wie wir mit und über andere reden, über sie denken und ihnen begegnen.

„Wenn Menschen mit Gott versöhnt sind, liegt darin eine Kraft, diesen Frieden auch in unsere Beziehungen hineinzunehmen.“

„Selig sind, die Frieden stiften, denn sie werden Gottes Kinder heißen“, sagt Jesus seinen Jüngern in der Bergpredigt und gibt dem Bemühen um Frieden damit eine geistliche Bedeutung. Den Frieden mit Gott hat Jesus selbst gestiftet. Das ist die Basis für und der Kern der weihnachtlichen Verheißung „Frieden auf Erden“: Wenn Menschen mit Gott versöhnt sind, liegt darin eine Kraft, diesen Frieden auch in unsere Beziehungen hineinzunehmen. „Zum Wesen des Friedens Christi gehört es, gegeben und weitergegeben, geschenkt und bezeugt zu werden, damit immer mehr Menschen aus dem Frieden leben können“, heißt es in der Friedensdenkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Irdischer Friede wird immer brüchig bleiben, weil die Beziehung der Menschheit zu Gott grundlegend gestört ist, sagt die Bibel. Doch mit dem „Friedensfürsten“, dessen Geburt wir zu Weihnachten feiern, öffnet sich eine neue Perspektive: „Im Gebet für den Frieden [...] bringen Christenmenschen zum Ausdruck, dass die Sorge für den Frieden der Welt Rückhalt findet im Vertrauen auf den Frieden Gottes, ‚der höher ist als alle Vernunft‘“, heißt es in der Denkschrift weiter. „Im Gebet wird zum Ausdruck gebracht, dass Menschen im Einsatz für den Frieden auf Erden auf Gottes Geist angewiesen sind und dass Gott die Mitarbeit des Menschen will.“ Für Frieden in der Welt müssen nicht nur Politiker sorgen. Frieden fängt bei jedem Einzelnen an.

„Verantwortung für mein eigenes Gefühl übernehmen“

Wo Menschen beieinander sind, geht es nicht ohne Spannungen und Konflikte ab. Die Philosophin und Mediations-Expertin Barbara Schellhammer erklärt, warum Konflikte wertvoll sein können und was dabei hilft, sie beizulegen.

| DIE FRAGEN STELLTE JONATHAN STEINERT

pro: Was kennzeichnet Konflikte?

Barbara Schellhammer: Ein Konflikt hat immer etwas mit Unterschieden zu tun, mit unterschiedlichen Vorstellungen davon, wie etwas ist oder sein soll. Es ist die Frage, wie Menschen mit solchen Unterschieden umgehen. Konflikt kann auch etwas sehr Positives sein, weil sich gerade da etwas von den Bedürfnissen oder Vorstellungen zeigt, die bislang nicht den nötigen Raum bekommen haben. Etwas, wofür ich kämpfe oder es um des lieben Friedens willen wegdrücke, nur damit es an anderer Stelle wieder hochkommt.

Was macht man bei einer Konflikttransformation?

Das heißt, dass man Dinge, die in einem Konflikt hochkommen – unausgesprochene Vorstellungen oder unterdrückte Bedürfnisse –, in einem sicheren Raum ausspricht, etwa in einem Mediationsgespräch. Ich habe öfter erlebt, dass in langen Freundschaften und Paarbeziehungen die Beteiligten völlig überrascht sind, wie der andere eigentlich erlebt, weil

Barbara Schellhammer ist Dozentin für Interkulturelle Bildung an der Hochschule für Philosophie in München, die vom Jesuitenorden getragen wird. Zuvor war sie unter anderem Professorin für Interkulturelle Soziale Arbeit an der Internationalen CVJM-Hochschule Kassel. Einer ihrer Arbeitsschwerpunkte ist Konflikttransformation und Mediation.

Fotos: CurvaBezier/thinkstock | CVJM-Hochschule Kassel

sie sich darüber noch nie unterhalten haben. Das Gespräch wird verändern. Die Menschen gehen als andere hinaus. Die Beziehung verändert sich dadurch, dass diese Dinge angesprochen wurden und eine neue Sichtweise entsteht.

Was sind die Voraussetzungen dafür, dass man auf diese Weise einen Konflikt beilegen kann?

Die Grundvoraussetzung ist, bereit zu sein, sich mit sich selbst und seinen inneren Konflikten und Schattenseiten auseinanderzusetzen, die man leicht auf andere überträgt. Im Konflikt versuche ich, die Andersartigkeit des anderen zu bekämpfen: Der andere ist nicht so, wie ich mir das vorstelle, und wird zum Problem. Eigentlich will aber mein eigenes Bedürfnis leben und darauf weisen mich meine Emotionen hin. Es kommt darauf an, zu klären, wo das Gefühl herkommt, die Verantwortung für mein eigenes Gefühl zu übernehmen und dann bedürfnisorientiert zu sprechen: Ich bin traurig oder enttäuscht, weil ich dieses oder jenes Bedürfnis habe, das gerade nicht befriedigt wird. Diese Selbstsorge ist die Grundvoraussetzung für ein ethisches Leben mit anderen.

Wann ist es sinnvoll, professionelle Hilfe von einem Mediatoren zu holen?

Wenn man selber nicht mehr weiterkommt und bei Auseinandersetzungen immer wieder in die gleichen Reiz-Reaktions-Muster verfällt, also zum Beispiel in die Luft geht oder sich zurückzieht und den Mund hält. Oder man hat Angst vor dem Konflikt, fühlt sich nicht sicher, das auszusprechen, was einen bewegt. Auch wenn es Machtunterschiede gibt, etwa bei einem Konflikt zwischen Angestelltem und Chef, kann es sinnvoll und hilfreich sein, wenn eine dritte Partei dabei ist.

Wie kann man zwischenmenschlichen Konflikten vorbeugen?

Indem man viel redet. Nicht etwas hinunterschlucken und immer gegen seine eigenen Bedürfnisse angehen, sondern die Dinge aussprechen. Das ist ein wichtiger Teil der Selbstsorge, sich selbst bewusst zu werden, was geschieht hier, was macht das mit mir. Aber auch zuhören und wahrnehmen, wenn man andere verletzt.

Warum ist Versöhnung wichtig?

Es gibt zahlreiche Beispiele von Menschen, die vor Gericht gegen die gegnerische Partei gewinnen. Recht wurde gesprochen, sie haben erreicht, was sie wollten – und sind nicht zufrieden. Oder bei einer Todesstrafe: Sie haben beobachtet, wie der Täter umgebracht wird – und sind nicht befriedigt. Im Ansatz „Restorative Justice“, zu deutsch „wiederherstellende Gerechtigkeit“, bringt man nach vielen vorbereitenden Gesprächen Täter und Opfer zusammen und lässt sie miteinander ein Gespräch führen. Das ist natürlich nicht leicht, doch häufig berichten beide Seiten hinterher: „Das war ein Geschenk, jetzt kann ich weiterleben.“ Das ist genial. Da geht es nicht um ein abgehobenes Prinzip von Gerechtigkeit und Strafe, sondern um ganzheitliche Heilung von Verletzungen.

Vielen Dank für das Gespräch.

Anzeige

Seinen Suizid hatte Walter Kohl schon fest geplant, als er beschloss, seinem Leben einen Sinn zu geben. Auch der christliche Glaube half ihm dabei, Frieden zu finden. Längst ist er nicht mehr bloß „der Sohn vom Kohl“, dem früheren Bundeskanzler. Politisch äußert er sich dennoch. An Rechtspopulisten hat er eine deutliche Botschaft. | **DIE FRAGEN STELLTE NICOLAI FRANZ**

pro: Sie waren neulich mit Ihrem Sohn in Verdun, nicht gerade einem Ort des Friedens. 1916 tobte dort eine Schlacht zwischen Deutschland und Frankreich. Auch Ihr Großvater hat dort gekämpft. Was haben Sie empfunden, als Sie da waren?

Walter Kohl: An allen Masten wehten drei Fahnen: die deutsche, die französische und die europäische. Das hat mich berührt. Noch hundert Jahre danach merkt man diesem Ort den Schmerz an, die Brutalität eines Vernichtungskrieges, des endlosen Artilleriefeuers, der Gasangriffe – so ziemlich alle Scheußlichkeiten, die Menschen einander antun können, gab es hier. Heute erstarken Rechtspopulisten wieder. Ich wünsche mir, dass diese Leute alle einen Tag und eine Nacht auf einem Soldatenfriedhof verbringen. Als heilsame Kur dafür, dass Nationalismus in den Abgrund führt.

Führt Nationalismus automatisch in den Abgrund?

Ab einem gewissen Punkt ja. Da gibt’s nämlich kein „Wir“ mehr, sondern nur noch ein „Uns“ und „Euch“. Das ist die Grundlage dafür, Menschengruppen zu diffamieren – ob religiöse oder ethnische Gemeinschaften, völlig egal. Der christliche Glaube lehrt: Ob du Zöllner oder Hure bist, römischer Soldat oder Pharisäer, alle sind als Menschen zu achten. Das ist im Nationalismus nicht so. Ich bin für Patriotismus. Zwischen Patriotismus und Nationalismus gibt es allerdings einen sehr großen Unterschied.

Und der wäre?

Patriotismus kommt vom lateinischen Wort „patria“, „Vaterland“. Das ist das Land, die Kultur, aus der ich stamme. Das heißt aber nicht, dass diese Kultur besser ist oder den Rest der Welt beherrschen soll. Nationalismus ist ausgrenzend. Der Nationalist sieht seine Nation über allen anderen stehen. Damit hat er die Lunte für den nächsten Konflikt gelegt.

Warum gewinnen Rechtspopulisten an Einfluss?

Zu viele Menschen in Westeuropa haben vergessen, was Krieg ist, weil, Gott sei Dank, seit langer Zeit Frieden herrscht. Dazu kommen viele unausgesprochene Ängste, die oft auch ignoriert werden. Wir haben eine Kultur der öffentlichen Meinungsbildung, die sehr schnelllebig ist und vom Affekt beherrscht wird. Die traurige Ironie im Informationszeitalter ist, dass wir zu wenige tiefgehende Diskussionen führen. Alles muss schnell, schnell sein.

Meinen Sie damit unsere Regierung?

Ja auch. Wenn wir ein gesundes Verhältnis zu unserer Heimat in Europa und zu unserer Geschichte hätten, gäbe es keine Rechtspopulisten. Da bin ich mir absolut sicher. Die 68er Multikulti-Denke ist gescheitert. Heute müssen wir Integration anders gestalten. Wir müssen viel stärker die Frauen aus den Einwanderungsfamilien integrieren. Die deutsche Sprache muss zur Pflicht werden. Kinder müssen die Schule besuchen und qualifiziert abschließen. Der Arbeitsmarkt und die Gesellschaft müssen so geöffnet werden, dass ein Einwanderer hier auch eine reale Chance hat.

Ihr großes Thema ist „Lebensgestaltung“. Wie können Menschen ihre Bestimmung finden?

Ein Vorschlag: Was sollen Menschen über mich sagen, wenn ich als Vöglein auf dem Baum meiner eigenen Beerdigung lausche? Schnell wird klar, was man nicht hören will: Klassische Statussymbole, tolles Auto, schicke Villa oder was auch immer. Wichtig ist, wie wir miteinander gelebt haben. „Er war ein guter Mensch, ein guter Vater, eine gute Mutter“ – das will man hören. Eine weitere Frage: Was sind die Dinge, bei denen du die Zeit vergisst? Dort findet man Sinn. Dazu gehört auch, zu gewissen Dingen nein zu sagen und sich nicht zu sehr fremdbestimmen zu lassen.

Sie haben selbst vor 15 Jahren eine schwere Krise durchgemacht.

Es war wie eine Flutwelle aus drei fast gleichzeitigen Ereignissen, die mein altes Leben zerstörte. Die Parteispendenaffäre (der CDU, Anm. d. Red.) hatte für mich beruflich katastrophale Folgen, weil sie mir meine Perspektive raubte. Zweitens war es der Suizid meiner Mutter im Juli 2001 und schließlich das Zerbrechen meiner ersten Ehe. An diesen drei Ereignissen ist mein altes Leben zerbrochen und ich war wirtschaftlich wie psychisch am Ende. Ich hatte sechs Monate keinen Geschmackssinn. Ich konnte Nutella mit Senf und Gewürzgurke auf einem Brot essen und es schmeckte wie Papier. Meinen eigenen Selbstmord habe ich komplett vorbereitet. Ich war sehr, sehr weit unten. Da stellte ich mir die Frage: Warum und wofür willst du leben? Was willst du hinterlassen? Gott sei Dank habe ich darauf neue Antworten gefunden, im Glauben, in der Logotherapie von Viktor Frankl und der stoischen Philosophie, insbesondere von Seneca.

Wie hat diese Krise Ihre Sicht auf Gott verändert?

Zuerst einmal war da eine Phase, in der meine Gefühle völlig taub waren. Ich hatte überhaupt keinen Bezug zu Gott, zu gar nichts, weder zu mir selbst noch zu anderen Menschen – nichts. Ich musste mich entscheiden: Will ich leben oder sterben? Während des Elbe-Hochwassers 2002 fragte mich mein Sohn, ob das auch bei uns passieren könne. „Nein“, beruhigte ich ihn, „denn wir wohnen auf einem Hügel.“ Dann sagte ich den Satz: „Solange ich lebe, musst du dir keine Sorgen machen.“ Ich stutzte, denn zu diesem Zeitpunkt war ich hochgradig suizidär. Nun spürte ich: Wenn ich weiterlebe, dann muss es ein bewusstes Leben sein, eines mit Sinn. Mein Sinn heute ist, für Freundschaft zu werben und etwas für den Frieden zu tun. Wenn mir das gelungen ist, kann ich in Ruhe sterben.

Sie haben einen sehr berühmten Vater, den früheren Bundeskanzler Helmut Kohl. Hat auf Ihnen die Frage gelastet, was Ihr Platz im Leben ist?

Das war früher der Fall, heute überhaupt nicht mehr. Ich habe vor fünf oder sechs Jahren einen Wandel vollzogen, was mein Selbstbewusstsein angeht. Früher war ich „der Sohn vom Kohl“, heute bin ich „auch der Sohn vom Kohl“. Ein kleiner, aber feiner Unterschied. Heute kommen Leute in meine Veranstaltungen und

„Zu viele Menschen haben vergessen, **was Krieg ist“**

Der Unternehmer Walter Kohl sieht in der Freundschaft mit Gott, den Mitmenschen und sich selbst die Grundlage für ein gelingendes Leben

Foto: pro/Nicolai Franz

Anzeige

BRANDNEU
Informieren + Schenken!

Auch als E-Book erhältlich

TOP AKTUELL

Koran der **Friedfertigen**,
Koran der **Gewalttäter** –
was gilt denn nun?

Wer **mitreden** will,
muss **informiert** sein

Die unendliche Geschichte:
das **Kopftuch**, die **Burka**

Moscheen bauen: ja oder nein?

Als **Christen Flagge zeigen**

Klarheit und
gute **Nachbarschaft**

Peter Hahne:
»Brandaktuelle Beispiele gepaart mit Grundsatzgedanken.
Ein **MUSS** für jeden, der heute mitreden will!«

mediaKern GmbH
im **Kawohl Verlag** e.K.
46485 Wesel · Blumenkamper Weg 16
Tel 0281 96299-0 · www.kawohl.de

sagen: „Ich konnte Ihren Vater nie leiden und ich bin wegen Ihnen gekommen.“ Ich weiß, dass ich der Sohn meines Vaters bin. Aber ich bin auch der Sohn von Hannelore. Ich stehe zu meiner Herkunft. Und heute kann ich dies für meinen Sinn einsetzen, etwas für den Frieden zu tun.

In Bezug auf Ihren Vater sprechen Sie von einer „einseitigen Versöhnung“. Was meinen Sie damit?

„Der schwierigste Friede ist der mit mir selbst.“

Der Gedanke kam mir am Grab meiner Mutter. Ein Suizid ist für alle Betroffenen furchtbar. Mir drängte sich die Frage auf: Will meine Mutter, dass ich unter ihrer Entscheidung leide? Nein, aber wir können uns nicht mehr aussprechen. Als Lebender habe ich jedoch die Chance, meinen einseitigen Frieden mit ihrem Tod zu machen. Ein unglaublich befreiender Gedanke. Mein zweiter Gedanke war: Muss ein Mensch erst tot sein, damit wir unseren einseitigen Frieden schließen können? Nein. Einseitige Versöhnung geht genauso gut mit Lebenden wie mit Toten.

Wünschen Sie sich, dass aus Ihrer einseitigen Versöhnung mit Ihrem Vater auch eine gegenseitige Versöhnung wird?

Das wäre ein Missverständnis darüber, was einseitige Versöhnung bedeutet. Einseitige Versöhnung ist erwartungsfrei. Es gibt dann keine versteckten Wünsche oder Hoffnungen mehr – es ist geklärt. Was kommt, kommt. Oder auch nicht. Und damit ist auch gut.

Welche Rolle spielt dabei der christliche Glaube für Sie?

Er ist für mich sehr wichtig. Ich bin katholisch geprägt. Während meiner Unizeit war ich sehr weit weg von meinem Glauben, auch in den ersten Berufsjahren.

Wie kam es dazu?

Ich habe damals in der katholischen Studentengemeinde in Harvard aktiv mitgearbeitet. Kardinal Bernard Francis Law war damals ein ultrakonservativer Erzbischof der Diözese Boston. Das war ein bitteres Brot, um es mal höflich auszudrücken.

Hat Sie das abgeschreckt?

Konservativismus im Sinne von „Betonköpfigkeit“ ist abschreckend: „Was die Kirche sagt, ist richtig.“ Das Dogma steht im Vordergrund, nicht die Botschaft der Bibel. Wenn ich die Evangelien lese, fühle ich Nächstenliebe und Güte. Das vermisse ich heute in weiten Teilen der Amtskirche. Wenn wir uns auf die Quintessenz der Evangelien konzentrieren, die Hinwendung zum Nächsten, dann sind wir automatisch auf dem richtigen Weg. Wir sollten nicht mit Dogmen wie der Unfehlbarkeit um uns werfen.

Was bedeutet es für Sie, sich dem Nächsten zuzuwenden?

Verantwortung zu übernehmen und Menschen zu helfen. Dass ich das, was ich mache, möglichst sinnhaft tue. Neulich sprach ich in der Klinik Hohemark, einer christlich orientierten Einrichtung für Menschen mit psychischen Störungen. Viele der etwa 200 Zuhörer waren suizidgefährdet. Wir sprachen dann über das Leben, über das „Trotzdem“, über die Freiheit der neuen Perspektive, die Chance des einseitigen inneren Friedens, über neue Antworten.

Mit wem muss ich denn meinen Frieden schließen, wenn ich zum Beispiel in einer Depression stecke?

Mit mir selbst. Das ist wohl der schwierigste Friede. Ich spreche gerne von drei Freundschaften. Die erste ist die Freundschaft mit sich selbst, mit den eigenen Unzulänglichkeiten, mit Scheitern, mit unerfüllten Erwartungen. Hier hilft einseitiger Frieden ungemein. Die zweite Freundschaft ist die mit anderen Menschen, sie baut auf der ersten Freundschaft auf. Die dritte ist die Freundschaft mit Gott – oder für die, die mit Glauben nichts am Hut haben wollen, die Freundschaft mit ihrer eigenen Spiritualität. Diese drei Freundschaften symbolisieren für mich die Summe eines gelungenen Lebens.

Vielen Dank für das Gespräch.

Leserreaktionen zu pro 5/2016

pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

zu „Jesus liebt auch Populisten“

Der Leiter des Parlamentsbüros der Bild-Zeitung, Ralf Schuler, forderte in seinem Kommentar, auf die Anhänger der Partei „Alternative für Deutschland“ zuzugehen.

Mit großer Verwunderung und am Ende mit erheblicher Irritation habe ich den Artikel von Herr Schuler gelesen. Grundtenor: Bei der AfD sind schlechte Menschen, für die die Liebe Jesu besonders notwendig ist. Der Autor übersieht, dass viele Mitglieder und Funktionäre der AfD über einen sehr hohen Sozialisierungsgrad verfügen, gestandene und verdienstvolle Mitglieder unserer Gesellschaft sind. Auch finden sich viele engagierte evangelikale Christen in Schlüsselpositionen der Partei, Menschen, die sich nicht nur der Liebe Jesu für sich selber bewusst sind, sondern sie auch an andere Menschen weitergeben.
Bernd Linke, per E-Mail

Mit Ausnahme vielleicht von Assad wird ein Festhalten an Kommunikationskanälen mit den übelsten Regimen in aller Welt gepredigt, um einen Austausch zu erhalten. Der Iran ist ein Beispiel. Auf ungeliebte oder im Mainstream verachtete Meinungen im eigenen Land will man aber mit totaler Ausgrenzung und Abbruch aller Beziehungen reagieren. Dies kann nicht funktionieren. Man festigt so nur Strukturen und Gruppenbildungen, die sich durch diese harsche Ablehnung bestätigt und bestärkt sehen.
Dennis Koselowsky, per E-Mail

zu „Wir haben Jesus in eine westliche Schublade gesteckt“

Die ehemalige Muslimin Mariya Dostzadah Goodbrake wirbt für ein besseres Verständnis zwischen Christen und Muslimen beitragen.

Wer sich intensiv mit dem Islam beschäftigt hat, kann durchaus unterscheiden zwischen Islam und Muslimen. Er wird also nicht pauschal sagen: „Muslime sind Terroristen“, und er weiß, dass viele Muslime friedlich leben wollen. Auch wird er die Kultur der islamischen Länder nicht verachten. Andererseits wird der Eindruck vom Islam durch tägliche Schreckensmeldungen über Terroranschläge und Brutalitäten geprägt. Man muss leider feststellen, ohne Islam gäbe es keinen IS, keinen Boko Haram, keinen Salafismus, keinen Dschihadismus und keinen islamischen Terrorismus.
Manfred Lampe, Cremlingen

zu „Viel Geld zu haben, ist nicht erstrebenswert“

Im Interview erzählte der Bankier Daniel Hoster, dass Reichtum für ihn mehr als Besitz und Geld bedeutet.

Daniel Hoster möchte nicht über sein Einkommen sprechen. Ein Millionär hat natürlich ein anderes Verhältnis zum Geld, als eine Arbeiterfamilie, in der beide Ehegatten arbeiten müssen, um den Lebensunterhalt für sich und eventuell die Kinder zu erwirtschaften. Es gibt unstreitig ein Missverhältnis zwischen Arbeitsleistung, realer Produktivität und gezahlten Vergütungen. Es gibt Personenkreise, die unverhältnismäßig große Gehälter erhalten. Es wäre für eine sinnvolle Berichterstattung wichtig, eine Arbeitnehmerfamilie über ihr Verhältnis zum Geld berichten zu lassen.
Manfred Wiedemann, Boffzen

zu „Mit voller Energie“

Der Beitrag stellt Andreas Mankel vor, der mit seinem Unternehmen „7x7“ auf nachhaltige Energiegewinnung setzt.

Der Bericht über die Unternehmensgruppe „7x7“ verleitet zur Annahme, dass ein finanzielles Engagement in regenerative Energien eine moralisch unbedenkliche Anlagemöglichkeit darstellt. Der Ausbau der Erneuerbaren wird in Deutschland seit vielen Jahren durch Umlagen auf den Strompreis finanziert. Der Strompreis steigt dadurch mit jeder neu gebauten Solaranlage weiter an und belastet damit besonders Menschen mit niedrigem Einkommen. Ökonomie wird durch Beimischung von Ökologie nicht zwangsweise sozialverträglicher.
Markus Fink, Reutlingen

zu „Drei Fragen an Katrin Brockmüller“

Die Direktorin des Katholischen Bibelwerks, Katrin Brockmüller, erklärte die revidierte Bibelausgabe der Einheitsübersetzung.

Mit Entsetzen habe ich das Kurzinterview mit Katrin Brockmöller gelesen. Ich bin nun kein Sprachwissenschaftler, aber es ist geradezu sträflich, die Stelle aus Jesaja 7,14, in der es um die Jungfrauengeburt geht, dahingehend zu delegitimieren, als würde in den Urtexten nur von einer „jungen Frau“ geredet. Was ist schon dabei, wenn eine junge Frau ein Kind gebiert? Der heutige moderne Mensch kann weibliche Eizellen verändern und sie außerhalb des Mutterleibes befruchten – das soll der allmächtige Gott nicht auch können? Wer die „Jungfrauengeburt“ anzweifelt, der zweifelt an einer elementaren biblischen Wahrheit!
Rainer Theurer, Altensteig

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung. Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteur Johannes Weil.

Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbriefe@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 57

Prügelknaben der Nation

Immer weniger Respekt in der Gesellschaft, immer mehr gezielte Gewalt von Linksextremisten: Polizisten in Deutschland sind oft am Limit ihrer Kräfte. Am schlimmsten ist aber das Gefühl, von Politik und Gesellschaft alleingelassen zu werden. | VON MORITZ BRECKNER

Im Oktober hielt es die Frau eines Berliner Polizisten nicht länger aus. Ohne einen einzigen Ruhetag hatte ihr Mann sieben Wochen durchgearbeitet. Seine Schichten dauerten zehn bis zwölf Stunden, Überstunden noch nicht mitgezählt. Seine Familie hat er kaum gesehen, und dennoch brutto weniger verdient als seine Partnerin, die eine 75-Prozent-Stelle bei einem gemeinnützigen Verein hat. „Manchmal wünschte ich, mein Mann hätte diesen Beruf nie gewählt“, schreibt die Ehefrau in einem offenen Brief an Berlins Polizeipräsidenten Klaus Kandt. Ihr Mann komme manchmal verletzt nach Hause, was ihr kleines Kind psychisch sehr belaste. „Ich kenne Hämatome an allen Körperstellen in unterschiedlicher Schwere, ich kenne Stauchungen und Quetschungen“, schreibt sie. „Ich kenne die Beulen und Dellen im Schutzhelm, deren Ursprung zu meinem Seelenheil nicht näher definiert wurde. Ich habe Reste von Toten aus der Uniform gewaschen, ich habe das Blut meines Mannes aus der Uniform gerieben.“

Die Sorgen der Berliner Polizistenfamilie sind keine Ausnahme. Von veralteter Ausrüstung, vielen Überstunden und immer mehr Einsparungen berichtet auch Karsten Behrens*, Polizeioberkommissar in Hessen. „Die Sicherheitslage verschärft sich“, sagt er, „die Kriminalität wird immer ‚fortschrittlicher‘, und die Polizei kann personell kaum noch darauf reagieren.“ Die Politik beschönige die Lage, obwohl die Probleme der Polizei durchaus bekannt seien. „Unsere Sorgen und Nöte werden nicht ernstgenommen“, erklärt Behrens, und bringt ein Beispiel: „Millionen geleistete Überstunden werden in den Personalbestand gerechnet. Somit sind auf dem Papier immer ausreichend Polizisten vorhanden.“ Bundesweit höre er von Kollegen, die sich als Klotz am Bein der Finanzminister empfinden. Im Vergleich zu Bayern, Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz sei Hessen auch bei der Besoldung im Hintertreffen – das schrecke qualifizierte Bewerber ab, weswegen die Anforderungen heruntergeschraubt würden. Auf der Webseite des hessischen Innenministeriums klingt das freilich anders: „Hochattraktiv“ sei das Bundesland für angehende Polizeibeamte.

Migranten erkennen Autorität nicht an

Dass das so nicht stimmen kann, berichtet Polizeioberkommissarin Marie Kuhn*, die im Streifendienst bei der hessischen Polizei oft die erste am Tatort ist – ob bei Schlägereien, Unfällen oder Mord. Anstatt die Gehälter endlich dem steigenden Gefährdungspotential anzupassen, würden neue Sparmaßnahmen diskutiert – außer natürlich zu Wahlkampfzeiten. „Das empfinden wir als Stich in den Rücken“, sagt Kuhn.

Immerhin: Von der Bevölkerung fühlt sich Kuhn im Normalfall anerkannt und unterstützt. Allerdings beobachtet sie hier einen Riss, der durch die Gesellschaft geht: „Die eine Hälfte, also normale Bürger, die mit uns nur bei einem Unfall oder Einbruch in Berührung kommen, geben der Polizei als Institution Zuspruch. Die andere Hälfte sind vor allem junge Leute, die der Polizei zunehmend mit Respektlosigkeit und Ablehnung entgegentreten.“ Beispielsweise sei es in den vergangenen Jahren normal geworden, dass sie bei einer Personenkontrolle mit einem 16-Jährigen darüber diskutieren muss, warum sie seinen Aus-

Foto: pro

Mit Blaulicht zum Einsatzort: Was die Beamten dort erwartet, können sie vorher nur grob abschätzen. Jederzeit kann es eine böse – und gefährliche – Überraschung geben

weis sehen will und ob sie diese Maßnahme überhaupt durchführen darf. „Das macht mich traurig und nachdenklich", sagt sie. „Denn wenn Jugendliche meine Weisungen als Polizeibeamtin nicht anerkennen, werden sie sich vermutlich auch nicht an gesellschaftliche Regeln halten, und über kurz oder lang führt dies zum Zerbrechen unseres Gefüges." Kuhn erwähnt das Buch „Deutschland im Blaulicht", mit dem die Bochumer Polizeikommissarin Tania Kambouri 2015 öffentlichkeitswirksam erklärte, es seien vor allem junge Muslime, die keinen Respekt vor der Polizei zeigten. „Das ist eigentlich bei allen Jugendlichen mit Migrationshintergrund der Fall", weiß Kuhn aus eigenen Erfahrungen, „sie selbst reklamieren aber eine Opferrolle für sich." Als Polizistin hat sie erlebt, dass dieses Phänomen besonders bei jungen Männern in Gruppen auftritt: „Für diese Bevölkerungsgruppen geht ein Ehrverlust damit einher, wenn sie sich etwas von einer Polizistin sagen lassen müssen. Dies ist oft ein kleiner Kampf und ich muss wesentlich bestimmter und lauter auftreten, als meine männlichen Kollegen."

Sind es tatsächlich Straftäter mit Migrationshintergrund, die die Polizei in Atem halten? Einer, der Auskunft geben kann, ist Wilfried Albishausen. Der Kriminalhauptkommissar a. D. und Ehrenvorsitzende des Bundes deutscher Kriminalbeamter war lange Jahre in der Bekämpfung der organisierten Kriminalität in Duisburg sowie in der Aus- und Fortbildung tätig. Am Beispiel des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen erläutert er: „Der Anteil der nichtdeutschen Tatverdächtigen an den Gesamttatverdächtigen hat sich kontinuierlich von 22,4 Prozent im Jahr 2006 auf 33,9 Prozent im Jahr 2015 erhöht, obwohl der Anteil von Nichtdeutschen an der Gesamtbevölkerung bei rund elf Prozent ziemlich gleich geblieben ist." Dass sich der Anteil der Nichtdeutschen an der Gesamtbevölkerung in den letzten zehn Jahren trotz Zuwanderung nicht geändert hat, liege unter anderem daran, dass immer mehr Ausländern die deutsche Staatsangehörigkeit zuerkannt worden sei.

Polizistin Kuhn hat die Erfahrung gemacht: „Auch in kleinen Städten gibt es Gebiete, zu denen wir lieber mit mehr als nur einer Funkstreife hineinfahren. Das dient unserem Eigenschutz und wird leider immer häufiger notwendig." Auch Polizeioberkommissar Behrens unterstreicht: „Die Autorität des deutschen Staates hat kaum Akzeptanz im muslimischen Umfeld. So hat jedes Aufeinandertreffen durchaus Potential zur Eskalation."

Politische Toleranz für Linksextremisten

Albishausen berichtet von einem Problem, das Polizisten derzeit vor allem in großen Städten wie Frankfurt, Berlin und Hamburg Sorgen bereitet: Die in Qualität und Quantität steigende Gewalt von Linksextremisten. Am Rande von Demonstrationen gingen Linksextremisten mit Pflastersteinen, Schlagwerkzeugen und Brandsätzen gegen Polizeibeamte vor. „Die damit verbundenen Bilder von brennenden Streifenwagen und Polizisten in Deckung sorgen für eine zunehmende Verunsicherung der Bevölkerung und für einen Vertrauensverlust in die Schutzfunktion des Staates", erklärt Albishausen. Von der Politik sei bei linksextremistischen Straftaten meist nicht viel zu hören, die Polizei fühle sich selbst schutzlos und „zur Steinigung" frei-

gegeben. „Ich mag es eigentlich nicht glauben, dass Linksextremisten offenbar als die ‚guten Kämpfer der Wahrheit' von einigen Politikern toleriert werden." Behrens ergänzt hierzu: Während Straftaten aus dem rechten Milieu sofort klar benannt und medienwirksam präsentiert würden, würden linke Straftaten oft gar nicht erwähnt. „Dieses Phänomen kenne ich aus meiner gesamten Dienstzeit."

„Da zu sein für die Bevölkerung, ist eine sehr befriedigende Arbeit, auch wenn es nicht gewürdigt wird."

Behrens hat die Auswirkungen linker Gewalt in seinem direkten Kollegenkreis mitbekommen. „Polizisten, die um ihr Leben rennen, weil sie vom aufgewühlten Mob verfolgt und verletzt werden. Ausrüstung, die mutwillig zerstört wird – und dies sehr gut organisiert. Hier geht man generalstabsmäßig gegen die Polizei vor", schildert er. Konsequenzen hätten solche Fälle leider kaum: Ernüchternd sei die anschließende Bestrafung durch die Justiz, wenn sie denn überhaupt erfolge. „Da stellt sich die Frage: Wie viel ist das Leben eines Polizeibeamten in diesem Land wert?" Der Hass auf die Polizei in der linken Szene wird, so Behrens' Erfahrung, von latenter Ablehnung in der breiten Bevölkerung begleitet. „Der Rückhalt schwindet nach meinem Empfinden immer weiter", sagt er. Die der Polizei vom Gesetz zugeschriebene Autorität trifft auf Ablehnung und Skepsis, und das in allen Bereichen der Polizeiarbeit und in jeder Bevölkerungsschicht."

Fotos: pro

Eine Organisation, die Polizisten in ihren Bedürfnissen begegnen und sie unterstützen möchte, ist die Christliche Polizeivereinigung (CPV). Der Berufsverband möchte nach eigenen Angaben durch Austausch, Beratung, Begleitung und Gebet Lebens- und Orientierungshilfen anbieten. Dabei arbeitet er mit der Polizeiseelsorge zusammen. Unter anderem hat die CPV eine „Polizeibibel" herausgebracht, die an die Beamten verschenkt werden kann. Die CPV hilft außerdem dabei, Ansprechpartner für berufliche Fragen und Probleme zu vermitteln, und leistet soziale Hilfe – unabhängig von den religiösen Überzeugungen der Bedürftigen. Der Bundesvorsitzende der Vereinigung, Kriminalhauptkommissar Holger Clas, erklärt: „Viele Polizeibeamte wünschen sich, dass Politik und Justiz sich stärker hinter sie stellen. Die Polizei in einem Rechtsstaat gefährdet nicht die Grundrechte, sondern schützt sie. Dieses Bewusstsein ist nicht bei allen Menschen vorhanden."

Nach seiner Erfahrung genieße die Polizei „den Rückhalt der Mehrheit der deutschen Bevölkerung": Immer wieder werde Mitgefühl mit den schwierigen Arbeitsbedingungen gezeigt. Die Gründe für Frust in der Truppe sind aus Clas' Sicht häufig mit dem Gefühl verbunden, dass die Politik Probleme ignoriere oder schönrede und die Polizisten im Regen stehenlasse. Dazu gehöre eben auch die überproportionale Kriminalität durch Migranten und deren Akzeptanzprobleme gegenüber der deutschen Polizei. Viele Kriminalbeamte seien zudem wegen der hohen Zahl von Einbruchs- und Kfz-Diebstählen und der geringen Verurteilungsquote von lediglich etwa zwei Prozent resigniert. „Als Christliche Polizeivereinigung sehen wir unsere Aufgabe aber nicht darin, über die Politik zu klagen, sondern für die Verantwortungsträger zu beten."

Es ist nicht alles schlecht

Karsten Behrens fühlt sich als Polizist von Gott beschützt: „Seit ich zum Glauben kam, hat sich mein Leben im Bereich der Arbeit doch sehr geändert. Gebet ist eine starke Stütze geworden und Jesus hat durchaus bewahrt", sagt er. „So sind als gewaltbereit eingestufte Einsätze dann friedlich verlaufen. Vieles davon ist unerklärlich." Er hoffe, eines Tages mit Kollegen gemeinsam vor einem Einsatz zu beten. Den Vater dreier Kinder beschäftigt das Gefühl, als Polizist „verraten und verkauft" zu werden, weil er im Falle eines disziplinarrechtlichen Verfahrens gegen ihn ohne Rückhalt auf sich allein gestellt sei. „Dieses Verhalten wirft natürlich die Frage auf: Wie weit gehe ich als Polizeibeamter im Einsatz? Was riskiere ich, wenn ich weiß, dass ich im Anschluss bestraft werde oder Benachteiligungen im Job fürchten muss?" Behrens' nächste Worte klingen resigniert: „Fällt es mir so leichter, auch mal wegzusehen oder etwas gemäßigter beispielsweise zu einer Schlägerei zu fahren? Das sind alles Gedanken, die nicht nur mich bewegen, sondern auch meine Kollegen."

Den Job zu wechseln, kommt für ihn aber nicht in Frage: „Die Arbeit macht Spaß und ist vielfältig. Man erlebt immer wieder neue Sachen", sagt er. „Da zu sein für die Bevölkerung, ist eine sehr befriedigende Arbeit, auch wenn es nicht gewürdigt wird. Es gibt wenige gute Begegnungen, die wieder Mut machen. Ich finde, dass es sich dafür bereits lohnt. Wir regeln das gesellschaftliche Zusammenleben. Das ist eine sehr schöne Aufgabe." Kuhn sieht das ähnlich und spricht von ihrer Tätigkeit als

*Namen geändert

Berufung. „Egal wie viel Schlimmes und Schlechtes ich sehe, so habe ich auch immer wieder schöne Momente, wenn ich anderen helfen kann, Respekt entgegengebracht bekomme und es gelingt, den ein oder anderen Rechtsbrecher dingfest zu machen.“ Leider sei sie mit dieser Haltung inzwischen eine Ausnahme, viele Kollegen seien frustriert.

Die unversehrte Heimkehr zur Familie – das ist der Wunsch, der alle Polizisten eint. Die Berliner Polizistenfrau, die mit ihrem offenen Brief Gehör fand, kann einen ersten Erfolg verbuchen: Berlins Polizeipräsident Klaus Kandt will sich mit der Familie treffen, sagte er in der Zeitung B.Z. Dass nicht alles optimal läuft, wisse er – doch sieht auch Anlass zum Optimismus: „Es trifft nicht zu, dass wir die Personalabgänge der nächsten Jahre nicht ausgleichen können!“, erklärte er. In den nächsten drei Jahren sollte die Stadt insgesamt „rund 840 Polizeivollzugsbeamtinnen und -beamte mehr zur Verfügung haben. Das ist eine Zahl, die der Größenordnung mehrerer Polizeiabschnitte oder Einsatzhundertschaften entspricht. Der Zuwachs wird für uns alle deutlich spürbar sein!“

Wie sich die Arbeitsbedingungen auch entwickeln mögen: „Ich freue mich, wenn für Polizistinnen und Polizisten gebetet wird. Wir brauchen diese Unterstützung“, sagt Holger Clas.

Anzeigen

Im Derbygottesdienst ist die Stimmung trotz der Rivalität gut

Pastor Oliver Rudzio betont, dass Jesus die Atmosphäre im Stadion schätzen würde, weil er sich gerne bei Menschen aufhält

Vier Mitglieder von „Mit Gott auf Schalke“ (von links) beteiligen sich an einer Aktion in der Veltins-Arena in Gelsenkirchen

(K)ein ganz normaler Fanclub

Sie verknüpfen zwei Leidenschaften miteinander. Sie sind engagierte Fußballfans und zudem engagierte Christen. Der Fisch ist nicht nur das Erkennungszeichen der Christen, sondern auch das der „Totalen Offensive“. Insgesamt 14 deutsche Vereine haben mittlerweile einen christlichen Fanclub. | VON JOHANNES WEIL

Fotos: Marvin Ronsdorf | pro/Johannes Weil | Jan Philip

Die „gelbe Wand“ im Stadion in Dortmund löst nicht nur bei den eigenen Fans Kribbeln im Bauch oder eine Gänsehaut aus. Die Stimmung auf der Südtribüne ist gefürchtet. Wer genauer auf die „Süd“ blickt, entdeckt dort auch eine Fahne mit einem Fischsymbol. Es ist das Erkennungszeichen der „Totalen Offensive“: des christlichen Fanclubs der Borussen.

Doch nicht nur die Dortmunder haben einen christlichen Fanclub. Vorreiter war der Hamburger SV. Ein christliches Plakat nach einem Spiel der Norddeutschen gab im Jahr 2005 den Anstoß. Sieben Personen machten sich gemeinsam Gedanken, wie sie die Idee eines christlichen Fanclubs mit Leben füllen können. Aktuell gibt es das Ganze bundesweit vierzehnmal, darunter bei sind sieben Vereinen der ersten Bundesliga.

Der Hamburger Clubvorsitzende Uwe Grantien ist Pastor der Anskar-Kirche. Die Gründungswelle aus Hamburg ist zwei Jahre später in den Ruhrpott geschwappt. 2007 gründeten die Gelsenkirchener „Mit Gott auf Schalke“. Gemeinsam mit dem bekennenden Christen und Schalke-Spieler Marcelo Bordon brachte der Fanclub eine Schalke-Bibel mit den Texten des Neuen Testaments auf den Markt, die 2008 auch den KEP-Medienpreis „Goldener Kompass“ bekam. Einige Monate später wurde die Dortmunder „Totale Offensive“ gegründet. Außer auf Schalke treten alle christlichen Fanclubs mit gleichem Namen und einem wiedererkennbarem Logo auf. Inhaltlich gibt es keine Unterschiede. Symbol aller Vereine ist ein Fisch auf den jeweiligen Vereinsfarben. Er ist nicht nur das Symbol der ersten Christen. Er zeigt auch, dass hier Menschen aktiv sind, die auch einmal gegen den Strom schwimmen. Sie lehnen Gewalt, Hass und Ausgrenzung in den Stadien ab. Das Motto lautet „Gemeinsam sind wir stark“. Die Mitglieder der Fanclubs sind insgesamt ein bunter Querschnitt der Gesellschaft. „Zu uns darf jeder kommen“, sagt Eckhard Stolz von „Mit Gott auf Schalke“ im Gespräch mit pro.

Bei den christlichen Fanclubs scheinen auch Dinge möglich, die für eingefleischte Fans undenkbar sind. Es ist Donnerstagabend, 19.04 Uhr. In 48 Stunden wird das Spiel der beiden Rivalen Borussia Dortmund und Schalke 04 angepfiffen. Gerade dieses Derby ist aufgrund der langjährigen Rivalität immer mit einem großen Sicherheitsrisiko behaftet und die Polizei ist mit einem Großaufgebot vor Ort. Aber in der Hoffnungskirche in Herten sitzen die Fans beider Mannschaften einträchtig nebeneinander. Sie feiern Gottesdienst und setzen damit ein Zeichen. Der Derby-Gottesdienst ist mittlerweile fester Bestandteil im Kalender der beiden Fanclubs. Für die 150 Besucher ist es kein Problem, dass der Keyboarder der Band ein Schalke-Trikot trägt, während der Bassist – gut zu sehen – Anhänger von Borussia Dortmund ist.

Zwei Mal pro Saison laden die beiden Vereine sich gegenseitig ein. BVB-Fan Carsten Wilshaus ist regelmäßiger Gast. Er ist einer der Aktivposten in Dortmund. Ihm gefällt die gute Gemeinschaft, viele Freundschaften sind mit der Zeit entstanden. „Alles läuft ohne Vorurteile ab“, freut er sich. Nach Herten haben heute die Schalker eingeladen. Zusätzlich zum Derby-Gottesdienst bieten sie noch einen Gottesdienst am Anfang und am Saisonende an.

Kein „Tod und Hass dem BVB“

Der erste dieser Derby-Gottesdienste fand auf „neutralem Boden“ in Bochum statt. Die Initiatoren waren sich nicht sicher, wie die Idee ankommen würde. Die Zweite Vorsitzende von „Mit Gott auf Schalke“ Anke Ballhausen beobachtet, dass viele Fans ihren Glauben nicht im Alltag leben wollen. „Das findet eher sonntags in der Kirche statt. Dies wollen wir gerne aufbrechen.“

Im Stadion wollen sie einen Unterschied machen: „‚Tod und Hass dem BVB‘ singen wir nicht mit“, sagt sie. Auch Schiedsrichter oder gegnerische Spieler beschimpfen sie nicht. An Weihnachten verteilen beide Clubs Geschenke an die Ordner und die Polizisten: „Ohne sie wäre ein reibungsloser Ablauf der Spiele gar nicht möglich“, erklärt Stolz. Ein starkes Zeichen setzte auch die badische Landeskirche in diesem Herbst. Im emotional aufgeladenen Derby zwischen Karlsruhe und Stuttgart hat sie mit der Plakatserie „Ich bin so frei … andere zu mögen, auch wenn sie nicht meine Farben tragen“ für Verständnis und gegen Hetze geworben. Auch wenn für die christlichen Fans im Stadion Fußball im Mittelpunkt steht, bleibt die Bibel der Maßstab ihres Lebens.

Der Derby-Gottesdienst im Ruhrpott findet in unterschiedlichen Gemeinden statt: Entweder predigen fußballbegeisterte Pastoren oder Christen, die selbst im Fußball aktiv sind, wie Colin Bell, Ex-Trainer des Bundesligisten der Frauen 1. FFC Frankfurt, mit dem er schon Deutscher Meister wurde. Heute hat der Pastor der gastgebenden Gemeinde Olaf Rudzio die Verkündigung. Im Gottesdienstraum hängt selbstverständlich die Fahne der „Totalen Offensive“ neben der von „Mit Gott auf Schalke“. Rudzio betritt die Bühne mit Schalke-Schal. Zunächst erzählt er von seinen eigenen fußballerischen Wurzeln in München.

Schnell spannt er den Bogen zum Glauben: „Jesus würde die Atmosphäre im Stadion genießen. Er feierte gerne mit Menschen, egal wie gebildet sie waren.“ Er ergänzt: „Es gibt viele Fans, die nichts im Griff haben, aber von ganz viel im Griff gehalten werden. Sie wünschen sich ein Gefühl von Annahme. Dass wir angenommen sind, ist in Jesus Christus sichtbar geworden“, verdeutlicht der Theologe. Am Ende des Gottesdienstes beten die Fans für das Derby – auch und vor allem für die Ordner und Polizisten. Hinterher stehen Rudzio und die Mitglieder der Fanclubs interessierten Gottesdienstbesuchern Rede und Antwort. Wer möchte, kann sich noch mit Fußball-Büchern oder Fan-Artikeln eindecken.

Mit 400 Mitgliedern sind die Dortmunder neben den Hamburgern der größte christliche Fanclub. Auf Schalke haben sich bisher 100 Mitstreiter gefunden. Die jährlichen deutschlandweiten Treffen erweitern den Horizont. Es sind intensive Freundschaften entstanden. Gegenseitig unterstützen sich die Vereine in der Gründungsphase oder bei Problemen.

pro VIDEO

Film zum Artikel online:
bit.ly/totaleoffensive

Fanclubarbeit ist Sozialarbeit

Dortmunds Vorsitzender Oliver Römer ist Borusse, so lange er denken kann. Er freut sich, dass er in der „Totalen Offensive“ seine beiden Leidenschaften Glaube und Fußball vereinen und damit Menschen erreichen kann. Neben den üblichen Aktivitäten ist die Fanclub-Arbeit in vielen Städten gleichzeitig Sozialarbeit. Denn neben dem Fußball und dem Glauben haben die Mitglieder der christlichen Fanclubs oft noch eine dritte Leidenschaft: Die Leidenschaft für die Menschen um sie herum, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens stehen. Ihnen möchten sie helfen und für sie da sein. Dies kann bei Turnieren, Grillabenden oder Familientagen sein. Hin und wieder kommen sie dabei auch auf Glaubensthemen zu sprechen. Vor Ort ist die Arbeit sehr individuell. Die Fanclubs bemühen sich, Menschen aus schwierigen sozialen Verhältnissen einen Stadionbesuch zu ermöglichen. Die Dortmunder bieten am Borsigplatz Live-Übertragungen der BVB-Spiele an. Zwischen 150 und 200 Fans können Römer und seine Mitstreiter dann begrüßen.

Die Fans möchten Zeichen setzen, dass es auch anders geht: ohne Hass und Gewalt. Durch das Engagement in der Fan-Szene sind die eher kritischen Stimmen aus der Anfangszeit verstummt: „Unser Name bot auch eine gewisse Angriffsfläche“, sagt Römer. „Die Vereinsführung hatte Angst, dass wir missionieren und alles auf gut machen wollen. Sie haben schnell gemerkt, dass man gut mit uns zusammenarbeiten und uns verlassen kann.“

Diese Zuverlässigkeit deckt sich mit der Leidenschaft, die sie für ihren Verein aufbringen. Dazu gehört es auch, sich öffentlich bei Spielern zu bedanken, die zum Rivalen oder zu einem Retortenverein wechseln, erzählt Eckhard Stolz von „Mit Gott auf Schalke“. Obwohl alle ihre Aufgaben ehrenamtlich machen, haben sie noch genügend Ideen für die Zukunft: sie wollen sich sowohl untereinander besser vernetzen, als auch in ihrem Stadtteil noch einige Veranstaltungen anbieten und damit ihre Sozialarbeit ausbauen. Der eine oder andere Seitenhieb gegen den Rivalen muss dann aber doch noch sein. Die Dortmunder werden höflich gebeten, beim Essen nach dem Gottesdienst auch Messer und Gabeln zu benutzen. Und eines haben sie noch gemeinsam: Am meisten freuen sie sich über Siege gegen Bayern München. Nach dem Derby am darauffolgenden Samstag, das 0:0 endete, spielen dann wieder alle zusammen: in Gottes Team.

Anzeige

Exklusiv bei israelnetz

Wie hoch ist der Salzgehalt im Toten Meer? Wie viele Haribos verzehren die Israelis? Und wie hält es das Dromedar in der Wüste aus? Unser neues Karten-Set „hadasch“ bietet spannende Motive mit interessanten Fakten aus Israel. Im Format von 14,8 x 10,5 cm (exklusiv mit abgerundeten Ecken und farbiger Rückseite) schafft das 10er Set „neuartige“ Einblicke, mit viel Platz für Ihren persönlichen Gruß.

für 6,- Euro*

hadasch Karten-Set

Der Israelnetz-Kalender „classic“ zeigt bekannte und interessante Motive aus dem Heiligen Land. Das praktische Kalendarium enthält neben den christlichen und gesetzlichen Feiertagen auch die jüdischen Festtage mit einer Erklärung. Der Israelnetz „classic“ Wandkalender hat ein Format von 48 x 34 cm, ist auf hochwertigem Papier gedruckt und nur bei Israelnetz erhältlich.

für 9,- Euro*

classic Kalender 2017

Alle abgebildeten Artikel sind nur bei Israelnetz erhältlich.

Jetzt bestellen!

(0 64 41) 91 51 51 · israelnetz.com

„Atheistisch und lesbisch – dann landete ich in einem Gottesdienst“

Im Flugzeug sitzt Janin Abendroth, überzeugte Atheistin, neben zwei jungen Christen. Rund ein Vierteljahr später besucht die Frau mit den regenbogenfarbenen Haaren einen Gottesdienst in Berlin und liest die Bibel. Hier erzählt die heute 28-Jährige ihre Geschichte. | PROTOKOLLIERT VON CHRISTINA BACHMANN

Mitte Januar 2015 saß ich im Flugzeug von Berlin nach Stuttgart und war unterwegs zu meinem besten Freund Maik. Ich saß neben zwei Jugendlichen und wir kamen ins Gespräch. Die beiden wollten in Stuttgart ein Konzert besuchen, irgendetwas mit „holy“. Der junge Mann erzählte, er wolle Prediger werden. Ich war neugierig, weil die beiden so jung waren und so fest verwurzelt und begeistert. Ich dachte: Das glaub‘ ich dir sogar, dass du Pastor wirst, cool! Ich selbst war atheistisch, lesbisch und voller Vorurteile gegen Kirche und Glauben. Aber ich dachte mir: Wenn die so offen erzählen, dann ist das jetzt eine Chance, neugierig zu sein. Wir waren uns sympathisch, tauschten Handynummern aus und blieben in Kontakt.

Dann kriselte es auf meiner Arbeit. Kurz darauf verließ mich die Lebensgefährtin, mit der ich glaubte, eine Zukunft aufzubauen. In dem ganzen Hickhack dachte ich an Leon aus dem Flugzeug und fragte ihn per SMS: „Sag mal, wie geht ihr Christen mit Lebenskrisen um?“ Er antwortete mit einem Bibelvers: „Jeder, der den Namen des Herrn anruft, wird gerettet werden“ (Römer 10,13).

Ich bekam den Vers am 23. April 2015 mitten in der Nacht und verstand ihn nicht. Am nächsten Morgen saß ich in der S-Bahn, las den Vers wieder und fing wie aus dem Nichts an zu heulen. Ich hatte keine Ahnung, wieso. Als ich Leon davon erzählte, lud er mich für den Abend in seine Gemeinde zum Jugendgottesdienst ein.

Als ob Ketten gesprengt würden

Nun hatte ich keine nette Woche gehabt. Nach der Arbeit war ich todmüde und wollte nach Hause. Ich hätte die Ringbahn nach Norden nehmen müssen, erwischte aber die falsche Bahn und merkte zu spät: Ich bin im Süden. Da dachte ich: Gut, dann kann ich auch gleich in die Gemeinde gehen. Dann war ich da. In einer Kirche. Als Atheistin, lesbisch und mit regenbogenfarbenen Haaren. Komischerweise haben die Leute mich herzlich aufgenommen.

Dann ging es los mit der Andacht, und ich saß anderthalb Stunden in diesem Jugendgottesdienst und weinte – und das, obwohl ich keine Heulsuse bin! Das Andachtsthema packte mich: Es ging darum, dass Jesus unser Leben anführt. Wenn wir ihm hinterhergehen, können wir auch eine tiefe Schlucht überqueren. So fühlte sich mein Leben gerade an: Als ob ich vor einem tiefen Abgrund stehe und nicht weiter kann. Das war für mich genug Input, und ich fuhr relativ zeitig nach Hause.

Als ich im Bett lag, dachte ich: Jetzt will ich wissen, was ein richtiger Gottesdienst ist! Von meiner Wohnung zur Gemeinde dauerte es eine Stunde, so saß ich am Sonntag um neun Uhr in der Bahn und fuhr zum Gottesdienst. Und wieder heulte ich anderthalb Stunden durch. Ich hatte das Gefühl, als ob ganze Gebirgsketten von meinem Herzen fallen. Es war so erleichternd und befreiend, als ob Ketten gesprengt würden.

Nach dem Gottesdienst kam einer der Jugendleiter auf mich zu und fragte, wie ich mich fühlte. Ich erzählte ihm von diesem befreienden Gefühl und auch, dass ich nicht viel vom Glauben wusste. „Willst du mehr darüber wissen?“, fragte er. „Ja“, meinte ich. Dann standen wir vor dem Regal in der Bücherstube und ich durfte mir eine Bibel aussuchen.

Regenbogenbunt: Für Janin Abendroth stehen diese Farben nicht mehr für ihre Sexualität, sondern für den Bund Gottes mit den Menschen

Foto: Abigail Keenan

Foto: Willwin Wilson

„Ich wusste nicht, wie Beten geht. Aber ich habe Jesu Gegenwart gespürt, er war da.“

Über Schluchten hinweg

In sechs Wochen hatte ich das Neue Testament von vorne bis hinten durchgelesen. Ich war dermaßen gepackt! Jedes Wochenende ging ich in den Gottesdienst. Ich wusste: Da bin ich richtig, danach habe ich gesucht. Ich erlebte Gott als Vater und Jesus, der sagte: „In dir schwachem Wesen zeige ich meine Stärke und trage dich über deine Schluchten hinweg.“ Ich wusste nicht, wie Beten geht. Aber ich habe Jesu Gegenwart gespürt, er war da.

Irgendwann las ich in der Bibel davon, dass man eine Öllampe nicht abdeckt, weil sie den Raum erhellen soll. In der Nacht lag ich wach im Bett und hatte immer wieder die Wörter „Licht“ und „Lampe“ im Kopf. Auf einmal hatte ich das Gefühl, mein Inneres wie eine beleuchtete Höhle zu sehen. Ich sah alle schattigen Stellen. Aller Unrat, aller Schmutz, den ich in meinem Leben angesammelt hatte, wurde mir gezeigt.

Ich verstand zum ersten Mal: Es gab viele Gründe in meiner Vergangenheit, warum ich lesbisch geworden war. Mir wurde klar, dass ich Männer nicht in meiner Nähe mochte, weil ich sie immer mit Alkohol in Verbindung gebracht hatte. Wer will schon was mit aggressiven Schlägertypen anfangen – also habe ich mich nach dem Weiblichen gesehnt. Ich dachte: Okay, wenn ich das jetzt verstanden habe, dann muss ich das so nicht weiter haben! Ich fragte Gott: „Was willst du von mir? Soll ich auf Männersuche gehen?“ Da kam mir Maik, mein bester Freund, in den Sinn. Ich sagte: „Vergiss es, Gott! Maik ist ein noch schlimmerer Atheist, als ich es war. Ich nehme ihn nur, wenn er Christ wird.“ Allerdings hielt ich das für unmöglich.

„Jesus, mach was draus!“

Ende Mai war ich wieder in Stuttgart. Maik und ich planten eine nebenberufliche Tätigkeit, dazu gab es ein Firmen-Event. Dort lernte Maik Freunde von mir kennen, die Christen waren. Gott hatte sie als Ehepaar zueinander geführt. Maik war von ihrer Geschichte beeindruckt. Er wusste, was bei mir passiert war – aber nichts von meinem Gebet, das ihn betraf. Aber dann geschah etwas Merkwürdiges. Wir saßen in einer Weiterbildung, und auf einmal kriegte ich das Heulen. Dann hing ich Maik um den Hals und sagte: „Du wirst mein Mann und der Vater meiner Kinder!“ Er antwortete: „Ja.“

Danach erzählte er mir, dass er sich nach dem Gespräch mit meinen Freunden auf Gott eingelassen und gesagt habe: „Wenn es dich gibt, dann schenk mir doch eine Frau an meine Seite!“ Zwei Tage später suchten wir Verlobungsringe aus. Im November heirateten wir standesamtlich und Maik zog zu mir. Beide ließen wir uns 2015 taufen, und im Mai 2016 haben wir kirchlich geheiratet.

Die Regenbogenfarben haben für mich nun eine neue Bedeutung: Gott besiegelt seinen Bund mit uns Menschen. Als Maik und ich unseren Ehebund schlossen, prägten deshalb auch die bunten Farben das Bild.

Mein Leben lang musste ich schnelle, gut fundierte Entscheidungen treffen. An dem Tag, an dem ich erkannte, es gibt Gott, den Vater, Jesus und den Heiligen Geist, da habe ich gesagt: „Jesus, nimm mein Leben und mach was draus! Egal, was du mir sagst, ich werde es tun." So habe ich Jesus mein Wort gegeben. Ich dachte: Wenn du Gott bist, dann gebe ich dir alles, was ich habe. Er hat so eindrucksvoll zu mir gesprochen, klar und deutlich. Er hat mir alles gezeigt und erklärt, ich habe es verstanden, und deshalb konnte ich folgen. Nur darum konnte ich das alles in dieser Geschwindigkeit machen.

Hitzige Diskussionen

Mit meiner Familie und in meinem Freundeskreis hatte ich richtig heftige Diskussionen, aber ich konnte ganz ruhig darüber reden und sagen: „Es fühlt sich richtig an. Nein, ich bin nicht verrückt und ich habe keine Drogen genommen. Ich weiß, was ich tue."

Ich war der Inbegriff einer Lesbe gewesen. Maskulines Erscheinungsbild, bunt gefärbte Haare, maskuline Verhaltensweisen, maskuliner Wortschatz. Und auf einmal stehe ich da und sage: „Das ist mein Mann, den ich heiraten werde!"

Mein lesbischer Freundeskreis reagierte mit völligem Unverständnis. Aber der Abschlusssatz war immer: „Na ja, wenn du glücklich bist …" Komischerweise bin ich mit all diesen Menschen immer noch in Kontakt. Sie fragen gelegentlich nach: „Bist du immer noch mit diesem Mann zusammen?" Sie bleiben dran und sind neugierig.

Die Christen in meiner Gemeinde nehmen viel Anteil, sie sind freundlich und haben aus meiner Geschichte Hoffnung geschöpft. Viele von ihnen haben homosexuelle Bekannte und baten mich, für diese Freunde zu beten. Mir ist aber klar: Nur weil ich das so erlebt habe, heißt das nicht, dass jeder andere das auch so erleben muss. Jesus geht ganz individuell mit jedem um. Bei dem einen dauert Veränderung einen Monat, bei dem Nächsten zehn Jahre. Ich werde immer für andere beten, aber immer sagen: „Jesus, nimm du dich dieses Lebens an, sei du der Wegweiser."

Ich freue mich riesig über das, was mir geschehen ist. Es ist so, als ob der Filter, mit dem ich fühle, sauber gemacht wurde. Ich merke, wenn ich das Bibellesen schleifen lasse, ist der Tag so lala. Wenn ich meine Morgenandacht mache, ist der Tag wunderbar. Wenn ich Jesus um Hilfe bitte, hilft er gern. Natürlich sieht er meine Nöte, aber er ist ein Gentleman. Er kommt erst, wenn ich ihn einlade. Also will ich ihm sagen, wo ich Hilfe brauche. Wenn ich Tiefen hatte und Jesus eingeladen habe, mir in meiner Schwäche zu helfen, dann kam er sofort und hat mir geholfen.

Dieser Beitrag erschien zuerst in der christlichen Frauenzeitschrift Lydia, Ausgabe 3/2016.

Anzeige

ANGRIFF AUF DAS GIPFELKREUZ

In den Alpen mehren sich die Attacken auf Gipfelkreuze. Pure Zerstörungswut oder Hass auf religiöse Symbole in der Öffentlichkeit? Dabei sind die Kreuze ein uralte Tradition. Und schon in der Bibel waren Berge Orte besonderer Gottesbegegnungen. | **VON WOLFRAM WEIMER**

Foto: VittoriaChe, thinkstock

Schon wieder ist das Gipfelkreuz auf dem „Scharfreiter“ im Tölzer Land zerstört worden. Diesmal benutzte der Täter keine Axt wie Ende August, sondern eine Säge. Die Kriminalpolizei Weilheim ermittelt. Mittlerweile gab es drei Anschläge auf das Kreuz. Der Ärger in der Bevölkerung ist groß.

Der Angriff aufs Gipfelkreuz am Scharfreiter ist kein Einzelfall. Seit Monaten werden aus verschiedenen Alpentälern Attacken auf christliche Symbole gemeldet. Der erste Fall in Bayern ereignete sich zu Pfingsten an der Dudl-Alm im Längental, danach kam es zu einem Zwischenfall am Prinzkopf zwischen Sylvensteinstausee und Tirol. Über den Sommer hinweg wurden auch bayerische Kirchen immer wieder zum Ziel von Zerstörungswut und Vandalismus. In einer Passauer Kirche wurde sogar die Altardecke angezündet. Nicht nur dort vermutet die Gemeinde religiöse Motive von islamischen Migranten, die Polizei warnt allerdings in allen Fällen vor voreiligen Schlüssen und ermittelt „in alle Richtungen“.

Die Kriminalpolizei hat es derzeit immer wieder mit Kirchenschändungen zu tun. Allein in Bayern werden derzeit rund 200 Fälle von Kirchenschändung im Jahr angezeigt. Der Theologe Friedrich Wilhelm Graf von der Universität München sagt, Angriffe auf religiöse Symbole gab es schon immer. Doch: „Das Klima ist zweifellos aggressiver geworden, sowohl was Hassparolen gegen Andersdenkende betrifft als auch was Ausgrenzungs-Mechanismen betrifft.“

Im Gefolge der Medienberichte über zerstörte Gipfelkreuze melden nun auch andere Gegenden in Deutschlands ähnliche Angriffe auf christliche Symbole. Im saarländischen Bous hat die evangelische Kirchengemeinde einen privaten Wachdienst engagiert, „damit wenigstens unsere Gottesdienste ohne vorherige Reinigungsaktion stattfinden können“, so die Pfarrerin Juliane Opiolla. Im Landkreis Coesfeld sind Marienfiguren, Heiligenstatuen und Wegkreuze Zerstörungsattacken zum Opfer gefallen. Gezielt suchen die Zerstörer auch nach symbolträchtigen Häuptern des Christentums. So wurde eine Statue des heiligen Franziskus vor dem Altenzentrum Clara-Stift in Lüdinghausen geköpft, und bei einer Madonnenfigur vor der St. Agatha-Kirche in Dülmen-Rorup wurde das Jesuskind enthauptet.

Dem Himmel ein Stück näher

Doch es sind nicht nur jugendliche Muslime, die sich an den christlichen Symbolen stören. Gipfelkreuze werden auch von radikalen Atheisten und Freidenkern kritisiert. Die Freidenker-Vereinigung der Schweiz fordert, dass keine neuen Kreuze in der Schweiz aufgestellt werden: „Da Berge öffentlicher Raum seien, sollte dieser auch frei von religiösen Symbolen sein.“ Auch die Bergsteiger-Legende Reinhold Messner sieht Gipfelkreuze skeptisch, fordert aber nicht den Abbau der bestehenden Kreuze.

Die allermeisten Alpenbewohner und Gäste freuen sich hingegen nur an der uralten, aus dem Mittelalter gepflegten Tradition. Denn auf Berggipfeln fühlen sich Menschen ihrem Herrgott besonders nah. Sogar in der Bibel findet man diesen Bezug an entscheidender Stelle: Mose steigt auf den Berg Sinai, um von Gott die Zehn Gebote zu empfangen. Und Jesus steigt auf einen Berg, um zu beten und die Bergpredigt zu halten. Ähnlich erleben es Millionen von Menschen, wenn sie auf einem Gipfel das Gefühl haben, sie seien dem Himmel ein Stück näher – und diese Nähe mit einem Symbol ihres Glaubens ausdrücken. Die Kreuze stellen aber auch Bergsteiger und Wanderer unter himmlischen Schutz: Egal, wo du hingehst, und sei es durch Eis und Schnee – Gott ist bei dir. Das sollte man ehren, und nicht köpfen.

ALLES SCHWINGT

Hartmut Rosa ist vielen bekannt durch seine Sorge um eine zunehmende „Beschleunigung der Gesellschaft“. Nun hat der Soziologe ein Buch vorgelegt, das eine Lösung vorschlägt. Seine Theorie der „Resonanz“ wirkt an vielen Stellen geradezu religiös.
| VON JÖRN SCHUMACHER

Die Gesellschaft unterliegt einem erschreckenden Beschleunigungsprozess, lautet die bekannte These Hartmut Rosas, Professor für Allgemeine und Theoretische Soziologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Die moderne, kapitalistische Gesellschaft muss immerzu wachsen, Produktion und Konsum steigern und sich innovieren und dynamisieren. Die Folge: der Mensch entfremdet sich immer mehr von dem, was eigentlich ein „gelingendes“ Leben ist. Eigentlich habe er schon immer so etwas wie eine „Soziologie des guten oder gelingenden Lebens schreiben wollen, sagt der 50-jährige Soziologe gegenüber pro. Ein Teil der Motivation, ein Buch dem Thema Resonanz zu widmen, habe auch mit seiner eigenen Erfahrung zu tun. Immer, wenn er das Gefühl hatte, sein Leben gelinge, sei dort die Idee eines „Resonanzdrahtes“ zum Vorschein gekommen als einer Verbindung zwischen dem Selbst und der Welt. „Dort, wo dieser Draht zerschnitten ist oder starr wird, haben wir es eher mit einer problematischen Selbst- und Welterfahrung zu tun“, sagt Rosa.

Die Antwort auf das Problem der Beschleunigung liegt laut Rosa also in der Resonanz. Aber was ist Resonanz überhaupt? Sein rund 800 Seiten dickes Buch, das im Suhrkamp-Verlag erschienen ist, trägt den Untertitel: „Eine Soziologie der Weltbeziehung“. Der Mensch ist auf Resonanz hin angelegt, ist Rosa überzeugt und betritt damit Gebiete, die auch für Religionen interessant sind.

Die Parallelen zur akustischen Schwingung sind bei diesem etwas philosophischen Bild durchaus gewollt. In Resonanz treten heißt vor allem antworten – und nicht etwa in gleicher Weise mitschwingen. Wer eine Frequenz bloß wiedergibt, ist höchstens ein Verstärker. Aber eine Antwort, mit der das Subjekt etwas anfangen kann, setzt ein eigenständiges Schwingen voraus, das sich auf die erste Klangquelle bezieht, jedoch einen eigenen Charakter hat. Resonanz erlaubt auch Dissonanz. Wie in der Musik: „Nirgendwo sonst lässt sich dies so unmittelbar erfahren wie beim gemeinsamen Singen, und vermutlich liegt eben hierin die anhaltende Attraktivität des Chorsingens.“ Wer mit anderen singt, erfahre erstens eine „Tiefenresonanz“ zwischen seinem Körper und seiner mentalen Befindlichkeit und zweitens zwischen sich und den Mitsingenden.

Für Rosa bedeutet die Resonanztheorie aber vor allem eine Beziehung zur Welt: „Wir können uns materiell auf Welt beziehen, dann versuchen wir bestimmte Ziele zu erreichen.“ Wenn Soziologen Menschen danach befragen, ob sie glücklich mit ihrem Leben sind, „dann antworten sie in der Regel mit einem Blick auf ihre Ressourcenausstattung: Ich bin gesund, habe ein schönes Einkommen, drei wohlgeratene Kinder, ein Haus, ein Boot, viele Freunde und Bekannte, genieße hohes Ansehen: Ja, ich bin glücklich“, schreibt Rosa. Das beinhalte aber einen Irrtum: Ein glückliches Leben besteht nicht in der Anhäufung von Ressourcen, sondern in unserem Umgang mit ihnen. Auch wenn diese Ressourcen wichtig für ein gutes Leben seien, so bedeute allein Geld zu haben nicht, glücklicher zu sein. Auch einfache Arbeit könne glücklich machen, „wenn sie ihren tätigkeitsbestimmenden Endzweck in sich selbst trägt“.

Ich, Du und das Handy

Rosa vergleicht dies mit zwei Menschen, die ein Bild malen sollen. Der eine befasst sich hauptsächlich damit, das beste Werkzeug, die besten Pinsel und viel Farbe zu organisieren, während der andere einfach das Material benutzt, das ihm zur Verfügung steht – und seien es nur ein alter Bleistift und ein Stück Papier. „Uns gerät oft das ‚Lebenskunstwerk‘ aus dem Blick“, schreibt Rosa, wenn wir uns an unseren To-Do-Listen und an der Vorbereitung abarbeiten, anstatt das eigentliche Werk zu vollbringen. Rosas Konzept von der Beziehung klingt sehr nach dem „Dialogischen Prinzip“ des jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber (1878–1965). Und tatsächlich spricht Rosa die Ich-Du-Beziehung Bubers in seinem Buch an. Er habe sein Konzept erst ohne Buber entwickelt, doch als ihn immer wieder Menschen auf den Philosophen hinwiesen, las Rosa dessen Werk. Lachend sagt Rosa: „Da hab ich gedacht: Eigentlich brauche ich nichts mehr zu schreiben, der hat schon alles gesagt.“

Wenn heutzutage fast jeder einen Großteil der Welt nur noch über das Touchdisplay seines Smartphones erfahre, gingen viele Aspekte der Weltbeziehung verloren, warnt Rosa. Dieser Weltausschnitt – der Bildschirm – trete uns „hart, starr, kalt, indifferent“ gegenüber. Die Welt antworte uns auf immer dieselbe Weise, über den immer gleichen Kanal, mittels der stets gleichen Augen- und Daumenbewegungen, über kleine Symbole. Die Folge: die Uniformierung des Weltbezugs.

Hartmut Rosa: „Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung“, 816 Seiten, 34,95 Euro, Suhrkamp, ISBN 9783518586266

Der Soziologe Hartmut Rosa sieht den Menschen als Resonanz-Wesen. Was er damit meint, findet gerade bei religiösen Menschen Anklang.

pro VIDEO

Film zum Artikel online:
bit.ly/hartmutrosa

Foto: juergen-bauer.com

Ist Resonanz „katholisch, weiblich, jung“?

Dem Soziologen, der im südlichsten Teil Baden-Württembergs aufwuchs, fiel auf, dass Resonanz im Katholizismus viel eher ihren Platz findet als im Protestantismus. Im Katholischen seien Handlungen, Orte und Dinge geradezu „aufgeladen“ mit Resonanzsensibilität. Hier gebe es Riten, Wallfahrtsorte, Wegkreuze, Reliquien und Weihwasser, durch die der Gläubige unmittelbar und körperlich mit dem Göttlichen in Verbindung treten könne. Der Protestantismus habe hingegen ein asketisches Weltverständnis entwickelt, bei dem es vielmehr auf die Jenseitigkeit ankomme. Die Welt und das fleischliche Selbst würden geradezu als sündig und hinfällig dargestellt. Allenfalls in den protestantischen Kirchenliedern trete die „vertikale Resonanzachse“ zwischen dem Gläubigen und Gott noch zutage.

Des weiteren bemerkte Rosa, dass typische resonanzbegünstigende Eigenschaften oft eher Frauen zugesprochen werden, Männer hingegen eher resonanzfeindlich erscheinen. Frauen gelten im abendländischen Kulturraum als empathischer, während es Männern eher um die kalte, rationale, instrumentelle Beherrschung der Welt gehe. Der Gerichtssaal und die Börse sind für Rosa Beispiele für „resonanzfreie“ Räume. Anders ein Klassenzimmer: Hier sind Anteilnahme und das Einstellen auf den Einzelnen gefragt. Auch sei zu beobachten, dass Kinder viel mehr über Resonanzfähigkeit verfügen als Erwachsene: Sie treten der Welt offener, neugieriger und flexibler gegenüber. Ist Resonanz also „katholisch, weiblich, jung“? Auf diesen Gemeinplatz will sich Rosa nicht festlegen lassen, dennoch sei die Zuordnung bestimmter Weltbeziehungen zu einem Geschlecht in unserer Kultur schon auffällig.

Schwingung der Achsen durch Jesus Christus

Wie metaphysisch ist die Resonanztheorie? Rosa antwortet auf die Frage so: „Wir brauchen einen Sinn dafür, wie wir mit der Welt, dem Leben oder der Natur als Ganzer in Verbindung stehen“, und das nennt er die „vertikale Resonanzachse“. Die Bibel sei in dieser Hinsicht „ein einziges Dokument des menschlichen Flehens, Bittens und Betens, Wartens und Harrens, Flüsterns und Rufens um Antwort“, bis hin zu Jesu Schrei am Kreuz. Die Bibel gebe auf dieses Flehen „ein großes Gegenversprechen, welches da lautet: Da ist einer, der dich hört, der dich versteht, und der Mittel und Wege finden kann, dich zu erreichen und dir zu antworten.“ Jesus Christus habe es vermocht, sowohl vertikale als auch horizontale Resonanzachsen in Schwingung zu versetzen. Das christliche Symbol des Kreuzes lasse sich so resonanztheoretisch bestens interpretieren als die Verbindung horizontaler und vertikaler Resonanzachsen. Eine Deutung, die übrigens in der jüdischen Mystik ebenfalls auf den Davidstern angewandt wurde – das eine Dreieck ist von Gott nach unten zu seinem Volk gerichtet, das andere von unten nach oben.

Entsprechend ist für Rosa auch Sünde resonanztheoretisch erklärbar: „Sünde ist die Haltung, in der der Mensch glaubt, sich selbst Antwort genug zu sein. Für Camus ist die tiefste, unverstellte, existentielle Welterfahrung keine Resonanzerfahrung, sondern deren genaues Gegenteil: Die Erfahrung der existentiellen Fremdheit im Sinne der Unmöglichkeit, sich Welt wirklich anzuverwandeln und sie zum Sprechen zu bringen.“ So ist es nur konsequent, wenn Rosa auch beim christlichen Philosophen Sören Kierkegaaard der „verzeihende Blick“ auffällt. Der bedeute „die Wiederherstellung der Resonanzfähigkeit und damit der Freundschaft als einer Liebes- und Antwortbeziehung“. Rosa schreibt in seinem Buch: „Für Kierkegaard liegt just in dieser Kraft des Verzeihens die Möglichkeit zur Überwindung einer auch für ihn durch Kälte und Gleichgültigkeit bestimmten stummen Weltbeziehung; die aufrichtige Bitte um Verzeihung vermöge beim adressierten Subjekt einen ‚heiligen Schauder‘ auszulösen.“

Der Geigenspieler des Universums

Überhaupt komme Religionen oder der Kirche resonanztheoretisch eine besondere Rolle zu. Häufig bestehe Gesellschaftskritik darin, ausschließlich darin ein Problem zu sehen, dass ein Individuum nicht frei genug schwingen kann. Aber Resonanzbeziehungen hingen nicht nur von der freien Schwingungsfähigkeit des Individuums ab, sondern auch davon, dass es auf der anderen Seite einer Stimme begegnen kann, die ihm etwas zu sagen hat, sagt Rosa. „Das setzt starke Wertungen voraus. Ich mache nur Resonanzerfahrung, wenn ich glaube, da draußen gibt es etwas, was per se wichtig ist, nicht nur, weil ich gerade Bock darauf habe.“ Die Kirche könne so eine Stimme sein, an der man sich manchmal abarbeiten müsse. Was Kirche und Schwingungen angeht, ist Rosa unmittelbar selbst betroffen: Er spielt regelmäßig in einer Kirchengemeinde Orgel.

„Eine Resonanzbeziehung setzt voraus, dass da zwei Subjekte miteinander in einer Art von dialogischer Beziehung treten. Wenn in einer fundamentalistischen Gemeinde einem homosexuell empfindenden Menschen gesagt werde, er komme in die Hölle und werde ausgestoßen, habe das mit Resonanz nichts mehr zu tun, so Rosa. Dann versuche eine Gemeinde nur noch, „es richtig zu machen“ – anstatt dem Einzelnen zuzuhören. „Wer nicht lieben oder glauben, arbeiten oder spielen darf, wie er oder sie will, gleicht einer ‚festgehaltenen‘ Saite, die nicht schwingen kann oder darf“, schreibt er in seinem Buch.

Resonanz sei ein Modus, der Welt individuell zu begegnen, immer bereit, mit ihr in Schwingung zu treten, auf sie zu reagieren, anstatt festgefahrenen Gesetzen zu folgen, um festgeschriebene Ziele zu erreichen. Damit ist Rosa gar nicht weit weg von der christlichen Sichtweise, dass Gott zwar einerseits Gesetze aufgestellt hat, andererseits aber in Beziehung mit den Menschen treten will. Das Spannungsfeld aus Gesetz und Gnade ist auch beim gläubigen Geigenbauer Martin Schleske Thema in seinen Büchern, in denen der diplomierte Physiker ebenfalls auf Resonanz als Bild zurückgreift. Rosa kennt den Geigenbauer aus Landsberg am Lech, bleibt beim Gedanken an einen göttlichen Geigenspieler, der sich an den Resonanzen in der Welt erfreut, aber skeptisch. „Die Welt ist ein System, das auf Resonanzen aufgebaut ist“, gibt Rosa zu. Aber beim Gedanken an einen Schöpfer stelle sich ihm sofort die Theodizeefrage: „Warum hat er die Welt denn dann so schlecht gemacht? Da gibt es so viel Resonanzunterdrückung und Resonanzverlust!“ Nach kurzem Überlegen fügt er aber hinzu: „Ein liebender Gott, der die Welt hält, das kann ich mir schon vorstellen. Die Naturwissenschaft macht deutlich, dass wir vielleicht für immer vollständig unfähig sind zu begreifen, was die Welt eigentlich ist.“

Anzeige

ERF Plus
Gutes im ++ Radio.

6 bis 9 Uhr
Auf ++ geweckt
IN DEN TAG
Ab sofort live!

Stephan Steinsiefer Hans Wagner Ute Heuser-Ludwig

In bester Qualität
ERF Plus hören mit
dem Dual DAB 15.
Jetzt bestellen unter
06441 957-300!

79,90 Euro

Dual DAB 15
Portables Stereo
DAB+/UKW Radio
mit integriertem
Akku, Kopfhörer-
anschluss, ideal
für unterwegs.

www.erfplus.de

Amerika zwischen TRAUM und Albtraum

Entgegen aller Prognosen der etablierten Beobachter ist das Unerwartete eingetreten: Der politische Quereinsteiger, Milliardär, Immobilien-Unternehmer und Populist Donald Trump wird US-Präsident. Mit erstaunlicher Deutlichkeit haben die Amerikaner die Demokratin Hillary Clinton abgestraft. | EIN LEITARTIKEL VON CHRISTOPH IRION

Foto: Disney/ABC Television Group (CC BY-ND 2.0)

Die Wahl vom 8. November 2016, die Donald Trump zum 45. Präsidenten der USA macht, stellt in mehrfacher Hinsicht einen Sonderfall dar. Amerika hat den schmutzigsten, den ungewöhnlichsten Wahlkampf seiner jüngeren Geschichte erlebt.

Die intellektuell brillante und politisch sehr erfahrene Hillary Clinton erlebten die Amerikaner als abgehoben, arrogant, unsympathisch und selbstgerecht. Trump hingegen wetterte von Beginn der Vorwahlen an nicht nur gegen alle anderen Kandidaten, sondern auch gegen den Freihandel und Einwanderer. Unter dem Jubel seiner Fans kündigte er den Bau einer Mauer entlang der mexikanischen Grenze an. Dem etablierten Amerika zeigte Trump den Stinkefinger und er versprach, er mache „America great again".

Was ist los mit Amerika? Wie konnte es zu so einem Wahlergebnis kommen?

Analysen zeigen deutlich, dass die Wähler zwischen New York und San Francisco nicht so sehr für den Kandidaten Trump und seine vielfach fragwürdigen Positionen gestimmt haben. Der Urnengang vieler Millionen Amerikaner war stattdessen offenbar vor allem eine Denkzettel-Wahl gegen Clinton und gegen das politisch-mediale Establishment.

Millionen Menschen in Amerika fühlen sich heute abgehängt, vernachlässigt und in ihrem sozialen Status gefährdet. Und ihr Vertrauen in Politik und Medien schwindet: Der legendäre „amerikanische Traum" droht für immer mehr Menschen zumindest gefühlt zum Albtraum zu werden. Nicht nur in den strukturschwachen Weiten des Mittleren Westens. Sondern auch dort, wo es noch immer sagenhafte Gewinner-Geschichten gibt: In und um San Franciso, der Sehnsuchts-Adresse am Pazifik, wurden in den vergangenen fünf Jahren 400.000 neue Zukunfts-Jobs im Silicon Valley geschaffen. Apple, Google und Facebook befeuern den digitalen Fortschritt und zahlen Spitzengehälter. Und genau das führt dazu, dass Lehrer, Verwaltungsangestellte und gehobene Beamte am Golden Gate sozial abstürzen – eine einfache Dreizimmerwohnung kostet dort inzwischen 5.000 Dollar Miete im Monat. Und die Zahl der Obdachlosen auf den Straßen San Franciscos geht inzwischen in die Tausende.

Einen Teil der Gesellschaft ignoriert

Die Schere zwischen Reich und Arm wird immer größer, heißt es oft: Im heutigen Amerika stimmt diese Beobachtung mehr denn je. Das Land fällt auseinander. Die US-Gesellschaft ist heute tief gespalten. Verantwortlich dafür ist nicht Donald Trump – dem neu gewählten Präsidenten ist es jedoch im Wahlkampf gelungen, vielen Miss-Stimmungen seine schrille Stimme zu geben. Auch die breite Zustimmung, die Trump bei der Wahl von christlichen Wählern erfuhr, dürfte damit zusammenhängen, dass er sich als Projektionsfläche für jene eignete, die sich von der etablierten Politik missachtet und unverstanden fühlen. Es sind jedenfalls nicht christliche Werte, für die sich Trump stark gemacht hätte.

Paradox und dennoch realistisch: Ausgerechnet Präsident Barack Obama, der 2008 als eloquenter Hoffnungsträger gestartet war und die Amerikaner begeisterte („Yes, we can"), hat es nicht vermocht, der gesellschaftlichen Spaltung entgegenzuwirken. Wohlmeinende Kritiker sagen sogar, er habe manche Gräben vertieft.

Die bittere Niederlage Clintons ist nicht allein eine Pleite für die liberalen Demokraten, sondern zugleich ein Desaster für die Demoskopen und politischen Analysten in den amerikanischen Medien: Monatelang hatte kaum jemand von ihnen den wütenden Selfmade-Kandidaten Trump wirklich ernstgenommen und die gesellschaftlichen Befindlichkeiten, die sich auf ihn projizierten, verstanden. Medien, Politiker und Meinungsforscher haben ganze Gesellschaftsschichten aus dem Blick verloren. Und dazu gehören nicht nur die weißen, ungebildeten Männer, die als klassische Trump-Anhänger gelten. Die Wahl verloren hat Hillary Clinton letztlich ausgerechnet bei den gehobenen Bildungsbürgern, denn auch „sichere" Demokraten-Staaten wie Wisconsin gingen bei dieser Wahl entgegen aller Vorhersagen an den „Wut-Bürger" Trump – nicht an Clinton.

In Kontinentaleuropa – und zumal in Deutschland – haben Republikaner als Wahlsieger selten Beifall bekommen, ob sie nun Nixon, Reagan oder Bush hießen. Doch so einhellig und krachig wie diesmal waren die Kommentare selten. Nicht nur Oppositionspolitiker, auch Regierungsmitglieder zeigten sich nach Trumps Wahlsieg sichtlich „geschockt" und „entsetzt". Keine Frage: Dieser Präsident wird die transatlantische Beziehungspflege, die ohnehin bessere Zeiten gesehen hat, wohl weiter erschweren. Außenpolitisch wird besonders spannend sein, wie sich das Weiße Haus unter Trump zu Russlands Präsident Wladimir Putin stellen wird, der klar gegen Clinton angearbeitet hatte. Noch bedeutsamer wird sein, ob Trump tatsächlich die von ihm angekündigte Marktabschottung und Kündigung internationaler Handelsabkommen umsetzen wird: Ein solcher Kurs hätte gravierende Auswirkungen auf die Weltwirtschaft. Auch beim Klimaschutz drohen Rückschritte.

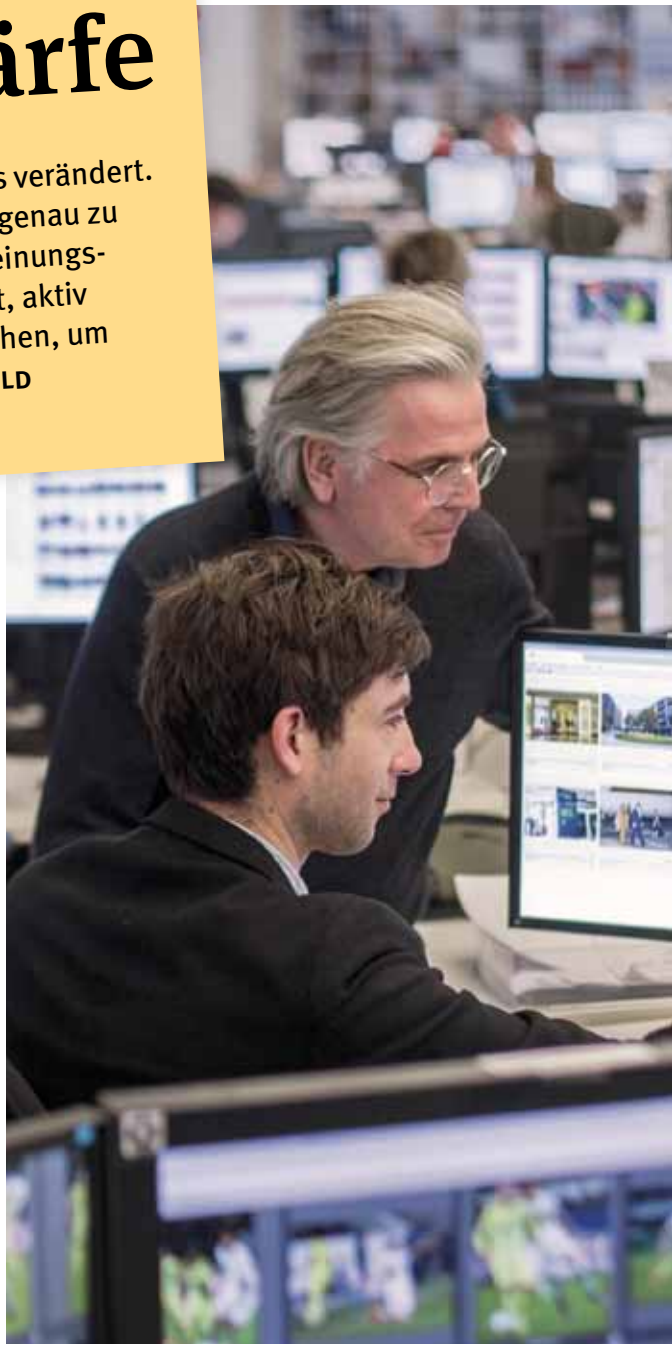
Panikmache ist nicht angebracht

Mancher Kommentator in Europa, der nun befürchtet, ein Trump im Weißen Haus werde die ganze Welt in Krieg und Krisen stürzen, überschätzt womöglich die Macht des amerikanischen Präsidenten. Denn der vermeintlich „mächtigste Mann der Welt" kann politisch ganz schön ohnmächtig sein. Zwar hat Trump zu Beginn seiner Amtszeit in beiden Häusern des US-Kongresses vorerst eine republikanische Mehrheit. Doch anders als in unserem parlamentarischen Regierungssystem, wo Regierung und Parlamentsmehrheit oft gut abgestimmt gemeinsame Sache machen, zwingt die amerikanische Gewaltenteilung mit ihren „checks und balances" den Präsidenten oft dazu, viele Zugeständnisse zu machen: Der US-Präsident muss sich seine Mehrheiten in Senat und Repräsentantenhaus stets selbst organisieren. Hinzu kommt, dass der Quereinsteiger Trump auch bei „seinen" Republikanern über keine gewachsene parteipolitische Hausmacht verfügt. Wenn die amerikanische Demokratie noch funktioniert, dann wird der Kongress einen Präsidenten, der riskante Wege gehen will, ausbremsen. Trump dürfte es auch in der Öffentlichkeit nicht leicht haben. Nicht nur in Amerika.

Politiker, Polit-Beobachter und auch die Kirchen in unserem Land tun gut daran, wenn sie die neue Lage gut analysieren und als Demokraten und Partner weiter engagiert und kreativ für konstruktive und friedfertige Lösungen arbeiten. Wenig hilfreich sind Panikmache oder selbstgerechte Vorwürfe – etwa an das amerikanische Wahlvolk. Auch Europa erlebt eine historische Phase mit gesellschaftlichen Spannungen und Brüchen. Und auch in Deutschland sind Millionen Menschen tief verunsichert. In knapp elf Monaten ist Bundestagswahl. Auch da könnte es Überraschungen geben.

Gesucht: Journalismus mit Tiefenschärfe

Facebook, Twitter und Co. haben den Journalismus verändert. Mehr denn je kommt es darauf an, Informationen genau zu prüfen, sie einzuordnen und nicht blind einem Meinungstrend zu folgen. Und der Leser ist herausgefordert, aktiv Medien zu nutzen und nach Informationen zu suchen, um nicht in einer Filterblase zu landen. | VON SWANHILD ZACHARIAS



Der Schreibtisch ist übersät mit Papieren, mittendrin ein Röhrenmonitor. Der Mann dahinter hat die Hemdärmel hochgekrempelt, der Telefonhörer klebt am Ohr, die Kaffeetasse in der Hand, Notizblock und Stift liegen griffbereit. Auf dem Schreibtisch steht wahlweise noch ein voller Aschenbecher. Das Cordsakko hängt über der Stuhllehne. So sieht er aus, der Journalist. Oder: So sah er aus. Diese und ähnliche Darstellungen prägten das Bild des Berufsstandes in unzähligen Filmen. Zum Beispiel im kürzlich preisgekrönten Film „Spotlight“. Doch so sieht er heute nicht mehr aus, der Journalist. Abgesehen davon, dass es heute mehr weibliche Vertreter gibt als früher, steht die Kaffeetasse zwar noch da. Aber der Bildschirm ist flach. Statt Stift und Papier liegt häufig ein Tablet daneben. Der Telefonhörer ist immer öfter ein Smartphone. Wenn Telefonieren überhaupt noch nötig ist. Denn vieles wird via E-Mail geklärt, eine Besprechung kann auch über den Instant-Messenger Skype geführt werden.

Der größte Unterschied findet sich aber auf dem Bildschirm: Neben dem Textverarbeitungsprogramm laufen Facebook, Twitter und die Kommentarspalte der eigenen Zeitungs-Webseite im Hintergrund und fordern eine hohe Aufmerksamkeit. Denn die Leserbriefe kommen jetzt digital und zahlreich als Kommentare in den sozialen Medien oder per E-Mail und wollen beantwortet werden. Außerdem benötigt der Journalist mehr als eine Version seiner Texte, denn die Leser der Tablet-Ausgabe und der Webseite wollen schneller zum Ziel kommen als die Leser gedruckter Zeitungen. Außerdem wollen sie viele Bilder sehen. Der Journalist ist also nebenbei immer öfter auch Social-Media-Manager, Bildredakteur und im Idealfall auch Videoproduzent, denn „online“ lebt von Multimedia.

Der Journalismus in Zeiten von Social Media hat sich gewandelt. Das stellt auch Markus Ziener fest. Er ist Professor und Leiter des Fachbereichs für Journalismus und Kommunikation an der Hochschule für Medien, Kommunikation und Wirtschaft (HMKW) in Berlin und war Auslandskorrespondent für das Handelsblatt in Washington, Moskau und im Mittleren Osten. „Social Media verändert die Reaktionszeit, die ein Journalist hat, um eine Geschichte zu bearbeiten“, sagt er. Durch die Schnelligkeit des Mediums müsse sehr schnell beurteilt werden, welchen Wert eine Information habe und wie sie verwendet werden soll. Dadurch, dass jeder Nutzer bei Facebook und Co. Informa-

Journalisten sind heute multimedial gefordert: Neben dem journalistischen Endprodukt wollten auch die sozialen Medien bedient, Bilder bearbeitet oder Videos gedreht werden.

Foto: picture alliance

tionen ins Netz stellen könne, habe der Journalist zudem seine alleinige Gatekeeper-Funktion verloren. Er sei also nicht mehr derjenige, der entscheide, wann und in welchem Umfang eine Information veröffentlicht werde. Auf seinem Blog „Tichys Einblick“ stellt der Journalist Roland Tichy Ähnliches fest. „Viele Leser googeln besser und schneller als Journalisten, finden bessere Quellen und schreiben das auch. Journalisten haben einen großen Teil ihres Wissensvorsprungs verloren“, schreibt er im Artikel „Warum das Internet gut ist für den Journalismus“.

„Nicht blind einer Masse folgen“

Für das Tempo, mit der sich Informationen im Netz verbreiten, sorgt auch der Trend, Live-Videos bei Facebook oder Twitter zu übertragen. Der Vorteil dabei sei, dass Leser mit hinter die Kulissen des Journalismus genommen werden könnten, sagt Ziener. Die amerikanische Zeitung Washington Post zum Beispiel überträgt Interviews mit herausragenden Persönlichkeiten live, die später gedruckt im Blatt erscheinen. Der Leser bekommt dadurch einen Einblick, wie solche Beiträge entstehen.

Der Trend hat aber nicht nur gute Seiten. Ziener verweist auf ein Ereignis im Sommer dieses Jahres im amerikanischen Minnesota: Ein Schwarzer wurde in seinem Auto von einem Polizeibeamten angeschossen. Seine Freundin auf dem Beifahrersitz filmte das Geschehen – live zu sehen auf Facebook, inklusive der Schmerzensschreie ihres Freundes. Der Konsument erhalte auf diese Weise zwar schnelle Informationen, werde mit diesen aber alleingelassen, sagt Ziener. Statt solche Ereignisse unkommentiert in soziale Netzwerke zu stellen, würde ein Journalist den Kontext recherchieren, sich ein Urteil bilden und die Informationen dann erst entsprechend aufbereitet verbreiten, erklärt Ziener. Ein anderes Beispiel sei die Live-Übertragung eines Häuserkampfes in der irakischen Stadt Mossul gegen die Terrormiliz Islamischer Staat durch den Sender Al-Dschasira. Der Journalismus im Zeitalter von Social Media habe eine besondere Verantwortung gegenüber den Konsumenten. Nur wenn er es schaffe, den „Wust von Informationen“ zu sortieren und die richtige Mischung aus dem Erklären der Nachrichtenlage aufgrund von Fakten und dem Einordnen derselben zu finden, habe Journalismus eine Existenzberechtigung. Der Journalist dürfe nicht einfach „blind einer Masse folgen“, sondern brauche Erfahrung und kritisches Denkvermögen, um mit den Informationen im Netz richtig umzugehen.

Das schreibt auch Tichy und geht besonders auf die Erwartungen der Leser ein: Durch die Möglichkeit, beinahe alle Informationen im Netz selbst prüfen zu können, seien die Leser misstrauischer geworden – und Journalismus deshalb anspruchsvoller. Die Aufmerksamkeitsspanne der Leser sei heute kürzer, sie seien „ungeduldig“. Es brauche deshalb „kreative, schnelle und prägnante Schreiber“.

Auch Online-Journalismus kostet Geld

Diese Anforderungen an den Journalismus im Social-Media-Zeitalter umzusetzen, sei nicht leicht, sagt Ziener. Die traditionellen Medien befänden sich „in einem Teufelskreis“. Die meisten Printmedien hätten große Probleme, ihre digitalen Aktivitäten zu finanzieren, da die gedruckten Auflagen häufig rückläufig seien. „Das, was digital aufgebaut wird, kann nicht kompensieren, was im Printbereich verloren geht.“ Viele Redaktionen bauten Stellen ab. Das führe dazu, dass „immer weniger Leute immer mehr machen müssen“: Online-Seiten, Print-Produkt, Social-Media-Kanäle und im Zweifel noch die App müssten bedient werden. Dabei mache es einen „riesigen Unterschied“, wo die Beiträge platziert werdem: Smartphone, Tablet und Printprodukt verlangten nach einem je eigenen Schreibstil, weil das Leseverhalten jeweils anders sei.

Das Magazin Journalist stellt in seiner Artikelserie „Die Zukunft des Nachrichtenjournalismus“ fest, dass sich Smart-

phone-Nutzer deutlich kürzer mit einem Artikel aufhalten als Zeitungsleser. Tablet-Ausgaben von Zeitungen hingegen sind wegen des großen Bildschirms und der intuitiven Bedienung via Touchscreen bestens für Multimedia-Inhalte geeignet. Ziener fügt hinzu, dass durch die Anforderungen im Bereich Social Media ein immer größerer Druck entsteht. „Das ist, gelinde gesagt, eine große Herausforderung." Er plädiert dafür, sich tragfähige Finanzierungskonzepte für Medieninhalte, vor allem im Internet, zu überlegen: „Die Leute dürfen nicht denken, dass die Arbeit von Journalisten umsonst ist." Viele Zeitungen, darunter Die Welt und die Süddeutsche Zeitung, haben bereits Bezahlschranken für einige Online-Artikel. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) bietet seit einiger Zeit den kostenpflichtigen Dienst „FAZ PLUS" an: Anders als im klassischen E-Paper sind alle Artikel multimedial und besonders ästhetisch für mobile Endgeräte aufbereitet.

Leben in der Filterblase

Sorge bereitet Ziener die sogenannte Filterblase in sozialen Netzwerken. „Man nimmt nur noch zur Kenntnis, was die eigene Meinung bestätigt. Es ist unheimlich schwer, an diese Leute mit den Fakten heranzukommen." Verantwortlich dafür, dass viele Nutzer sich nur noch unter ihresgleichen bewegen, ist unter anderem der Facebook-Algorithmus. Das soziale Netzwerk registriert, für welche Themen sich der Nutzer besonders interessiert, und zeigt ihm vor allem diese an. „Es gibt Leute, die sich komplett abkoppeln und das auch können, weil sie vom Fernsehen zu YouTube gewechselt sind oder in ihrer Facebook-Filterblase stecken", sagt Stephan Dörner, Chefredakteur des Online-Magazins t3n.de, im Magazin Journalist. Input von außen, andere Themen und Meinungen, erreichten diese Menschen häufig nicht mehr. Aber nicht nur Facebook ist für die Filterblase verantwortlich. Auch wer sich etwa nur über Blogs informiert, die subjektiv selektierte Informationen verbreiten, wird schnell an einen einseitigen und begrenzten Themenhorizont stoßen. Ziener führt als Beispiele die Anhänger des designierten US-Präsidenten Donald Trump an. Diese habe es nicht gestört, dass er im Wahlkampf von einer falschen Arbeitslosenquote von 42 Prozent im Land gesprochen habe. In Wirklichkeit liege sie bei etwa fünf Prozent. Das Phänomen, dass Tatsachen nicht mehr zu den Menschen durchdringen, sei absurd, sagt Ziener: „Wir leben in einem Zeitalter, in dem sich durch das Internet alles schnell verifizieren lässt. Trotzdem ist es gleichzeitig nicht möglich, Fakten auch als Fakten darzustellen."

> „Es braucht einen Journalismus, der die Zusammenhänge erklärt."

Ziener beschreibt außerdem das Problem von Hasskommentaren im Netz. Es sei heute leicht, schnell zu kommentieren. Dadurch und durch die Anonymität sei die Hemmschwelle gesunken. Wer früher einen Leserbrief getippt habe, habe über seine Worte länger nachgedacht: „Bis man ihn geschrieben hat, war oft schon viel Ärger verraucht, und der Ton war deutlich sachlicher." Im Netz sei das anders. Es sei „erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit radikale Urteile über einen Autor gefällt werden", sagt er. Er empfiehlt, sich mit den Kommentatoren auseinanderzusetzen und individuell zu reagieren, wenn das möglich ist. „In dem Moment, in dem man sich auf die persönliche Ebene mit dem Schreiber begibt, nimmt der Furor der Reaktion ab", ist seine Erfahrung.

Dass Journalisten oft mit Hasskommentaren zu kämpfen haben, zeigt auch das Beispiel von ZDF-Morgenmagazin-Moderatorin Dunja Hayali. Für ihre journalistische Arbeit erhielt sie dieses Jahr nicht nur die Goldene Kamera, sondern auch viel Gegenwind. Mit einem Facebook-Post, in dem sie sich gegen Fremdenhass aussprach, trat sie eine Welle von Hasskommentaren gegen sich selbst los. Die Tochter irakischer Einwanderer wurde mit Kommentaren wie „Flüchtling, dein Name ist schon ekelhaft genug, verlasse unser Deutschland" oder „Lügenpresse, Lügenfresse" beschimpft. „Was da gerade abgeht, ist wirklich mit Verrohung von Sprache überhaupt nicht mehr zu beschreiben. Bedrohung, Beschimpfung, Beleidigung, Vergewaltigungswünsche. Keiner hört keinem mehr zu, Worte werden einem im Mund verdreht, aus dem Zusammenhang gerissen", beschreibt die Journalistin ihre Erfahrungen.

Guter Journalismus gegen Oberflächlichkeit

Der Algorithmus, der für die Filterblase mit verantwortlich ist, führt außerdem dazu, dass sich die Nutzer oft nicht mehr gezielt und bewusst informieren. „Ein großer Teil des Nachrichtenkonsums bei Facebook geschieht zufällig", analysiert das Magazin Journalist. Auch bei Twitter sei das der Fall. Facebook-Nutzer lesen Artikel, die ihnen in ihrem Newsfeed anzeigt werden – nicht weil sie danach gesucht hätten, sondern weil ein Algorithmus ihnen das so vorschlägt. Bei Facebook entscheidet also nicht mehr der Journalist, ob jemand seinen Artikel überhaupt zu sehen bekommt, sondern das soziale Netzwerk. Hinzu kommt das sogenannte Empfehlungsmarketing: Nutzer empfehlen anderen Nutzern durch soziale Netzwerke Artikel weiter. So sei der New York Times im Jahr 2014 aufgefallen, dass zwar noch genauso viele Leser das Online-Angebot der Zeitung nutzten – jedoch nicht auf die Startseite klickten, auf der alle Themen im Überblick zu sehen sind. Stattdessen gelangten die Leser über Links aus den sozialen Netzwerken direkt auf den Artikel. Auch das trägt zur Filterblase bei.

Ziener beobachtet, dass sich der Trend im Netz zu mehr Oberflächlichkeit hin entwickelt. „Verglichen mit anderen erscheint einem Facebook heute beinahe als seriöses Medium." Deshalb bedürfe es eines qualitativ hochwertigen Journalismus. „In der sehr komplexen Welt, in der wir leben, in der vieles kompliziert zu verstehen geworden ist, braucht es einen Journalismus, der die Zusammenhänge erklärt." Dem Medienkonsumenten rät Ziener, sich weiterhin auf zuverlässige Quellen zu verlassen. „Das sind nach wie vor die meisten traditionellen Medien. Die Medien, die nicht jedem Trend hinterherlaufen, sondern sich etwas mehr Zeit nehmen, die Informationen zu überprüfen."

Ein göttlicher Livestream

Ein Freier Journalist genießt berufliche Freiheiten. Aber er muss auch damit leben, dass die Zukunft sehr unsicher ist. Umso herausfordernder ist es, auf Gottes Fürsorge zu vertrauen. | VON ALEXANDER NORTRUP

Ich arbeite freiberuflich als Journalist. Für mich ist das ein Traumjob. Ich schreibe unter anderem für verschiedene Magazine und den Online-Auftritt des NDR. Treffe immer wieder interessante und sympathische Menschen. Diese Form der Arbeit gibt mir große Freiheiten, sie erlaubt mir, eigene Schwerpunkte zu setzen, ist abwechslungsreich und ziemlich gut mit dem Familienleben vereinbar. Einerseits.

Andererseits ist Sicherheit natürlich ein hohes Gut, wenn man Kinder hat. Und ein Haus. Drei Jahre nach Beginn der Freiberuflichkeit muss ich ehrlich sagen: Eigentlich kann ich auf gar nichts bauen. Dafür ist schon zu viel passiert. Auftraggeber kamen und gingen, Ansprechpartner wechselten, Themen hatten mal mehr, mal weniger Konjunktur. Ich weiß: Schon im nächsten Monat könnte der NDR seine Redaktionsplanung umstellen und weniger auf Freie Journalisten setzen. Ein Magazin, für das ich regelmäßig schreibe, könnte vom Markt verschwinden. Und wenn dann noch jemand üble Gerüchte über mich in die Welt setzte, wäre ich vielleicht in der ziemlich eng vernetzten Branche bald weg vom Fenster. Könnte sein. Ich fürchte das aber nicht.

Das liegt allerdings ganz bestimmt nicht daran, dass ich besonders gute Nerven hätte. Und auch nicht allein daran, dass ich mein Leben mit Jesus Christus lebe und darauf vertraue, dass er gute Pläne mit mir hat. Es hat vielmehr damit zu tun, dass Gott vor vielen tausend Jahren ein Versorgungsprinzip eingeführt hat, das gut zu meiner Situation passt. Ich nenne es den „göttlichen Livestream". Beschrieben wird er im Zweiten Buch Mose, wo von der Wanderung der Israeliten durch die Wüste erzählt wird. Hunderttausende unterwegs ohne Aussicht auf Wasser und Essen. Doch Gott versorgt sie. Er lässt Manna vom Himmel regnen, fliegt Wachteln ein, schafft Brunnen im Nirgendwo. Jeden Tag neu. Und immer live.

Gott öffnet erstaunliche Türen

Hinter dem Volk liegen Knechtschaft, Unterdrückung und Perspektivlosigkeit. Vor ihnen die Wüste, aber eben auch weites, offenes Land. Und doch maulen einige: „Wollte Gott, wir wären in Ägypten gestorben durch des Herrn Hand, als wir bei den Fleischtöpfen saßen und hatten Brot die Fülle zu essen." (2. Mose 16,3).

Ich glaube, das lässt sich auf manche – nicht nur journalistische – Lebenswege übertragen: Ich hatte einen Job in einer Pressestelle mit hoher Sicherheit, aber auch großer Unfreiheit. Und stehe nach eigener Kündigung und Neuanfang als Freier Journalist im Wettbewerb mit vielen anderen, oft richtig guten Kollegen. Ich könnte maulen, mir Sorgen machen – tue es aber nicht. Gott finanziell Kontrolle zu überlassen, hat bislang in meinem Leben immer erstaunliche Türen geöffnet.

Nicht selten frage ich mich: Wird es so weitergehen? Und eine letzte Antwort bekomme ich darauf nicht. Aber ich nehme jeden neuen Monat an. Und vertraue darauf, dass Gott immer wieder neu seinen Livestream sendet. Natürlich weiß ich auch, dass mit jedem Auftrag meine Erfahrung, mein Portfolio und mein Netzwerk wachsen. Dass Himmlisches und Irdisches sich elegant verbinden, ist ja das Schöne an Gottes Handeln.

„Wollte Gott, wir wären in Ägypten gestorben durch des Herrn Hand, als wir bei den Fleischtöpfen saßen."

2. Mose 16,3

Als das Volk der Israeliten durch die Wüste zog, hat Gott bewiesen, dass er die Menschen mit allem Nötigen versorgt. Das erleben Menschen noch heute.

Foto: Mitch Nielsen

Foto: Jesco Denzel

Alexander Nortrup, 35, ist Freier Journalist und wohnt in Wennigsen bei Hannover.

„Ich wollte der Sache eine Chance geben“

Ein Jahr lang hat sich Jessica Brautzsch den christlichen Glauben angeschaut, Gottesdienste besucht und sich mit Jesus und der Bibel auseinandergesetzt. Im August hat sich die MDR-Journalistin schließlich taufen lassen. In einem crossmedialen Projekt zeichnet sie ihren Weg zum Glauben nach – inklusive ihrer Fragen und Zweifel und einer feinen Portion Humor. | VON ESTHER SARAH WOLF

Der christliche Glaube hat für Jessica Brautzsch bis vor Kurzem noch keine große Rolle gespielt. Als Kind fand die heute 29-Jährige die Kirche aufgrund einer gewissen „Mythologie“ interessant, ebenso den Religionsunterricht in der Grundschule, in dem sie biblische Geschichten, wie die von Noah, malte. „Sonst war nicht viel“, sagt Brautzsch. Mit dem spontanen Besuch eines Ostergottesdienstes in Kemberg bei Wittenberg hat sich das für sie im letzten Jahr jedoch geändert. „Ich war mit Freunden im Kurzurlaub, wir haben lange beim Osterfeuer gefeiert und trotzdem wollte meine Freundin Anna früh in die Kirche, weil sie immer geht – und da bin ich mit“, erzählt sie. Die Predigt handelte von Tod und Auferstehung, die junge Frau hat das angesprochen: „Ich bin mit einem sehr guten Gefühl raus, was ich vorher noch nie hatte, obwohl ich schon öfter in einer Kirche war“. Die bisherigen Predigten fand sie menschenfern, etwas überheblich und Ungläubigen gegenüber herabwürdigend formuliert. „Dort war es aber sehr liebenswert. Es hat mich beflügelt. Ich war auch in einer empfänglichen Situation, war etwas orientierungslos“, blickt sie zurück.

Was sie in diesem Ostergottesdienst erfahren hat, lässt sie nicht mehr los. Sie will dem eine Chance geben. Ein Kirchenbesuch in ihrer Heimatstadt Leipzig ist ihr anfangs „noch nicht so geheuer“. Sie lädt sich eine Bibel-App herunter. Täglich liest sie jeweils je ein Kapitel aus dem Alten und dem Neuen Testament. „Glaube hat für mich etwas mit intellektueller Weltanschauung zu tun“, erklärt sie. Er sei eigentlich überholt – und vermittle dennoch ein ehrfürchtiges Gefühl. Nach ein paar Wochen wagt sie es doch in Leipzig in einen Gottesdienst. Sie geht sonntags in die Nikolaikirche – und bleibt. Am 28. August dieses Jahres lässt sich Brautzsch dort taufen. „Ich wollte mir das Christentum ein Jahr anschauen. Die Kirchenbesuche taten mir gut“, sagt sie. Zwar stimmt die junge Frau nicht mit allem, was sie dort kennenlernt, überein. Aber: „Vom Gefühl her war es der nächste logische Schritt, wie Jesus es auch gesagt hat“, begründet sie ihre Entscheidung.

Glaubensweg im Comic

Brautzsch hat Germanistik studiert und arbeitet als freie Radiojournalistin für den MDR. Ihren Weg von der Atheistin zur Christin hat sie in dem crossmedialen Projekt „Glaubenssache“ mit einem Radiofeature, einer Multimedia-Reportage und einer Web-Videoreihe aufgezeichnet. Darin erzählt sie zum einen über ihre persönlichen Erfahrungen mit dem Glauben, wie jene Osterpredigt sie berührte, wie der Glaube mit der Zeit für sie immer realer wurde. Zum anderen erklärt Brautzsch in jugendlicher Sprache, comicähnlichen Zeichnungen, kurzen Interviewschnipseln und nicht ohne Humor theologische Konzepte: etwa was der Heilige Geist ist, was es mit dem Teufel auf sich hat oder wer mit „Sohn Davids“ gemeint ist. „Das Projekt hat mich fachlich sehr gereizt, es war eine spannende Aufgabe und es geht mir nicht darum, jemanden zu missionieren“, sagt Brautzsch.

Jessica Brautzsch hat sich in der Leipziger Nicolaikirche taufen lassen. Kritische Anfragen an den Glauben hat sie nach wie vor.

Foto: Esther Sarah Wolf

Für den Jugendsender MDR-Sputnik, der junge Menschen zwischen 14 und 29 Jahren erreichen möchte, hat das Projekt aus Sicht der Journalistin einen „coolen Ansatz“. „Es ist natürlich nicht ganz einfach, über so eine intime Sache wie Glauben zu berichten, vor allem über den eigenen“, sagt sie. Dennoch gibt sie authentisch und ehrlich Einblicke in ihr inneres Erleben, und klammert Zweifel und Fragen am christlichen Glauben nicht aus. „Im Vorfeld habe ich schwer hinterfragt, ob ich nicht Profit daraus schlage, ob es moralisch passt, ich wollte nicht zu viel und nicht zu wenig erzählen, aber ein Gefühl von dem vermitteln, was passiert ist“, fasst die Journalistin ihre Motivation für das Projekt zusammen. „Es gab Wünsche von der Chefredaktion, aber ich konnte es völlig frei gestalten.“ Erste Projektideen sammelte die 29-Jährige im Juli. Diese wurden im Vorfeld der Taufe im August konkreter. „Bei den Vorgesprächen mit dem Gemeindepfarrer Bernhard Stief und dem Superintendenten Martin Henker habe ich gedacht, das wird eine große Nummer“, erzählt sie. „Ich wollte auf gar keinen Fall, dass meine Taufe gefilmt oder fotografiert wird. Am liebsten wollte ich ganz privat in einer kleinen Kapelle getauft werden“, sagt Brautzsch.

Deshalb entschied sie sich, ihre Geschichte mit Zeichnungen zu illustrieren. „Bilder sind die beste Möglichkeit, ohne große Worte ein Stück inneres Erleben zu zeigen und gleichzeitig diese teilweise sehr komplizierte christliche Theologie auch mit einem Augenzwinkern zu erklären.“ So sollte die interaktive Multimedia-Reportage im Stil einer „Graphic Novel“, eines Comicromans, entstehen. Dafür fertigte die Journalistin selbst alle Illustrationen an. „Das waren drei Monate heftige Arbeit neben der Arbeit“, blickt Brautzsch zurück. Bei der technischen Umsetzung der Reportage wurde sie von der MDR-Volontärin Charlotte Schulze unterstützt. Parallel zeichnete Brautzsch die YouTube-Videoreihe „Amen! Aber…“ auf. In den fünf Videos bringt die Journalistin den Glauben, mit dem sie in einigen Punkten noch ihre Probleme hat, wie sie sagt, teilweise recht ironisch zum Ausdruck. „Ich bin sehr dabei, aber mit vielem nicht einverstanden und stehe dem Christentum gar nicht unkritisch gegenüber“, sagt Brautzsch. Das crossmediale Projekt, das seit November online ist, helfe ihr auch selbst, sich mit dem Glauben auseinanderzusetzen und mögliche Antworten zu finden. „Ich finde es wirklich schön, was bei den Videos für Kommentare und Diskussionen entstehen“, freut sich die Journalistin. „Das Feedback von manchen Menschen enthält interessante Ansichten, keine Klischees, wie ‚Gott liebt dich‘, sondern persönliche Erfahrungen.“

Das Leben ist ein Spiegelkabinett

Äußerlich habe sich für Brautzsch seit ihrer Taufe und dem Bekenntnis zum Christentum nichts verändert. „Es hat keine Auswirkungen auf meinen Freundeskreis. Das einzige ist, dass ich samstagabends früher von der Party nach Hause gehe, weil ich sonntags in die Kirche gehe.“ Mit ihren Freunden rede sie ab und an über den Glauben. „Ich war überrascht, wie tolerant alle reagiert haben“, erzählt die junge Frau. Verändert habe sich vor allem etwas in ihrem Inneren: „Ich bin optimistischer, zuversichtlicher, mache mir nicht mehr so viel Stress, was die Zukunft betrifft, und habe eine größere innere Ruhe“. Sie sei seit ihrer Entscheidung für den christlichen Glauben insgesamt „besser drauf“, offener für die Welt und könne sich mehr freuen. „Ich stehe im regelmäßigen Dialog mit dem Herrn und weiß, es liegt nicht in unserer Hand, was passieren wird“, sagt sie. Abends betet sie das „Vater unser“. „Wenn mich etwas sehr bewegt, bete ich freier, aber ich halte es, wie Jesus sagt: ‚Macht keine großen Worte.‘“ Und noch einen biblischen Ratschlag nimmt sich Brautzsch zu Herzen: „Ich mache mir auch im Alltag Gedanken über Gott. Wie Paulus sagt: ‚Betet ohne Unterlass.‘“ Probleme habe sie nach wie vor mit der Frage nach einem guten oder bösen Gott, und dem Begriff der Gnade. „Ich finde es schwierig, dass Gott sagt, ich bin gnädig, wem ich gnädig bin. Das ist für mich kein Gefühl von Sicherheit, sondern Willkür. Es ist für mich ein dialektisches Problem.“

> „Ich verstehe oft nicht, warum Gott die Leute erst fünfmal falsch gehen lässt, bevor sie zu einem Ziel kommen.“

In ihrem Multimedia-Projekt vergleicht Brautzsch das Leben mit einem Spiegelkabinett, einem Labyrinth, das aus Spiegeln und normalen Glasscheiben besteht, in dem sich die Menschen „dauernd die Köpfe stoßen“. Sie sagt: „Wer hineingeht, kann unmöglich den schnellsten und sichersten Weg auf Anhieb erkennen.“ Stattdessen müsse sich der Mensch vortasten, wobei er sich hier und da den Kopf stoße, beispielsweise an seinen Wünschen und an anderen Menschen, und viele Frustrationsmomente habe. „Natürlich ist es auch aufregend. Aber sicher ist, da sehen wir niemals klar durch“, betont Brautzsch. „Ich denke, diese Momente finden sich auch im echten Leben wieder“, begründet sie die Metapher. Die Journalistin fragt nach dem allmächtigen, allwissenden und liebenden Gott: „Ich verstehe oft nicht, warum Gott die Leute erst fünfmal falsch gehen lässt, bevor sie zu einem Ziel kommen. Er könnte ja auch klarer mit uns kommunizieren. Warum macht er das nicht?“ Außer in der Bibel sucht die junge Frau in der Literatur nach Antworten auf ihre Glaubensfragen. Interessant findet sie die Gottesbetrachtung von Rainer Maria Rilke. Auch der Roman „Sofies Welt“, von Jostein Gaarder, in dem die Welt durch einen Spiegel betrachtet wird, begeistert die Germanistin. Wie passend beschreibt ihr Taufspruch aus der Bibel, den sie sich selbst aussuchte, ihren Glaubensweg: „Denn wir sehen jetzt mittels eines Spiegels wie im Rätsel, dann aber von Angesicht zu Angesicht; jetzt erkenne ich stückweise, dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin.“ (1. Korinther 13,12). Es ist ihr Lieblingsvers.

Die Multimedia-Reportage **„Glaubenssache“** von Jessica Brautzsch gibt es unter folgender Adresse:

» *reportage.mdr.de/glaubenssache*

christliche
medien
akademie

Neues Lernen im neuen Jahr.

„Lasst euer Licht leuchten vor den Leuten“, erklärt Jesus in der Bergpredigt, „damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“ (Matthäus 5,16). Das ist der Grundsatz für gute Öffentlichkeitsarbeit: „Tue Gutes und rede darüber!“. Damit das gelingt, bietet die Christliche Medienakademie eine Reihe passender Seminare an – für Einsteiger und für Profis.

UNSERE THEMEN 2017

- Interviews führen
- Intensivtraining: Rede und Antwort stehen
- Das A und O der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
- Pressearbeit
- Einführung in das Medien- und Presserecht
- Wer redet, führt
- Fortbildungstag Krisenkommunikation
- Schreiben fürs Web
- Social Media mit Sinn und Ziel
- Mobile Reporting – Videos mit dem Smartphone produzieren
- Gestalten mit Adobe InDesign
- Fotos bearbeiten und verwalten mit Lightroom

DIESE UND ANDERE THEMEN AUCH ALS INHOUSE-SEMINARE!

Noch heute Programmheft bestellen!

- Telefax (06441) 915 157
- Telefon (06441) 915 166
- E-Mail info@christliche-medienakademie.de

christliche-medienakademie.de

Zäune für die Online-Spielwiese

Kinder und Jugendliche sollen vor potenziell schädlichen Inhalten in Rundfunk, Fernsehen und Internet geschützt werden. Gerade im Internet ist der Schutz notwendig, weil alle Informationen leicht verfügbar sind. Allerdings steckt das technisch noch in den Kinderschuhen. | VON NORBERT SCHÄFER

Die Jugend vor gefährlichen Einflüssen zu schützen, ist eine wichtige Aufgabe, die der deutsche Staat sich gegeben hat. Wie wichtig ihm das ist, ist daran zu sehen, dass der Jugendmedienschutz genauso im Grundgesetz verankert ist wie etwa die Presse- und der Meinungsfreiheit – diese können sogar begrenzt werden, um die junge Generation zu schützen. Wie genau das aussieht, regeln einzelne Gesetze und Verträge. Etwa der „Staatsvertrag über den Schutz der Menschenwürde und den Jugendschutz in Rundfunk und Telemedien“ (Jugendmedienschutz-Staatsvertrag, kurz: JMStV). Seit dem 1. Oktober 2016 gilt eine neue Version davon.

Der JMStV ist neben dem Jugendschutzgesetz, das die Abgabe von Alkohol, Filmen, Videos, CDs und DVDs sowie Tabakwaren an Kinder und Jugendliche gesetzlich regelt, das zweite Regelwerk für den gesetzlichen Jugendmedienschutz. Der JMStV bündelt den Jugendmedienschutz für den Bereich des privaten Rundfunks und der Telemedien – vor allem des Internets – unter der zentralen Aufsicht der Kommission für Jugendmedienschutz (KJM). Dadurch soll unterbunden werden, dass gleiche Inhalte in verschiedenen Medien unterschiedlichen Bestimmungen unterliegen. Denn durch die Digitalisierung und die technischen Vernetzungen sind die meisten Medieninhalte auf verschiedenen Kanälen verfügbar. Dieser Entwicklung, der sogenannten Medienkonvergenz, will der Gesetzgeber damit Rechnung tragen.

Für das Internet betreibt vor allem jugendschutz.net, eine gemeinnützige GmbH, auf der Grundlage des JMStV Jugendmedienschutz in den sogenannten Telemedien. Dazu gehören vor allem die verschiedenen Internetdienste. Jugendschutz.net wird gemeinsam finanziert von den Landesmedienanstalten und den Ländern und wendet sich meist mit einem Anschreiben an Telemediendiensteanbieter, wenn ein Verstoß festgestellt wird. Reagiert der Anbieter nicht, wird der Fall an die KJM weitergeleitet. „Um eingreifen zu können, muss der Telemediendienstanbieter seinen Sitz in Deutschland haben. Sonst sind uns die Hände gebunden“, sagt Andreas Fischer, Vorsitzender der KJM und Direktor der Niedersächsischen Landesmedienanstalt (NLM) in Hannover. Große Anbieter, etwa die Suchmaschine Google oder das soziale Netzwerk Facebook, haben ihren Sitz in den USA, auch wenn sie hier Geschäftsstellen betreiben. Da kann die KJM nur anstoßen, die jugendgefährdenden Inhalte auf den Index zu setzen. Der KJM-Vorsitzende wünscht sich, dass technische Lösungen auf Mobilgeräten und Computern für den Jugendmedienschutz im Internet in Zukunft verbessert werden. Allerdings ist eine flächendeckende technische Lösung bislang nicht abzusehen. Auch für die Eltern sind die technischen Hürden nach Einschätzung Fischers noch zu hoch und verhinderten so, dass auf den Geräten der Kinder Jugendschutzprogramme nachträglich installiert und „unzulässige“ Inhalte gesperrt werden.

Die Netzgemeinde fürchtet Zensur

Im Sinne des Jugendmedienschutzes gelten unter anderem Angebote als unzulässig, wenn „deren Inhalt gegen die freiheitliche demokratische Grundordnung oder den Gedanken der Völkerverständigung gerichtet ist“, sie „zum Hass gegen Teile der Bevölkerung oder gegen eine nationale, rassische, religiöse oder durch ihr Volkstum bestimmte Gruppe aufstacheln“ oder „den Krieg verherrlichen“. Pornografie, die Darstellung von sexuellem Missbrauch oder sexuelle Handlungen von Menschen mit Tieren gelten ebenfalls als jugendgefährdend. Auch nationalsozialistische Inhalte, grausame Gewalt gegen Menschen und die Herabsetzung der Menschenwürde sind verboten. Auf

Foto: mactrunk, iStock

Pornografie, grausame Gewalt oder sexueller Missbrauch gehören zu den Medieninhalten, die als jugendgefährdend gelten, also die Entwicklung der Persönlichkeit beeinträchtigen können

der weiten Spielwiese des Internets sind diese Dinge jedoch sehr leicht zu finden und ohne größere Hürden verfügbar. Da Zäune zur Orientierung und Sicherheit aufzustellen, ist eine Herausforderung für den Jugendmedienschutz.

Bei der technischen Umsetzung könnte nach Meinung Fischers Großbritannien als Vorbild dienen. Dort gibt es Filter direkt vom Internetanbieter. Die können entweder einfach aktiviert oder müssen bewusst ausgeschaltet werden. Gerade in dieser Opt-Out-Variante, wo die Nutzer den Filter deaktivieren müssten, sehen Kritiker eine Zensur, weil dadurch nicht grundsätzlich alle Inhalte zu sehen sind. „Die von zumeist kinderlosen Männern dominierte Netzgemeinde wittert dann sofort eine Einflussnahme auf das Internet. Ich würde eine solche Maßnahme befürworten“, sagt Fischer. Den Eltern, die ihre Kinder vor schädlichen Inhalten schützen wollten, müsse es leichter gemacht werden. „Wer es nicht will, etwa ein reiner Erwachsenenhaushalt, soll das dann einfach abschalten.“ Diese Freiheit sollten Eltern immer haben.

Die KJM hat bislang zwei Jugendschutzprogramme in Deutschland anerkannt. Eines ist von der Deutschen Telekom AG. Das Unternehmen hat jedoch angekündigt, die Kinderschutz-Software zum Jahresende einzustellen. Das andere ist vom Verein JusProg, der sich mit Jugendschutz in Telemedien beschäftigt. Es wertet die Altersklassifizierung der Webseiten aus. Denn nach dem neuen JMStV sind Seitenbetreiber verpflichtet, ihre Seiten nach Altersgruppen ab sechs, zwölf, 16 oder 18 Jahren einzustufen, wenn deren Angebote die Entwicklung von Kindern oder Jugendlichen beeinträchtigen könnten. Das geschieht durch Einträge in einer speziellen Datei, die auf dem Server liegt und von den Schutzprogrammen erkannt wird. Stellt das Programm fest, dass das Alter des Kindes unter der Altersfreigabe der Webseite liegt, werden die Inhalte nicht angezeigt. Allerdings besteht die Gefahr, dass auch Seiten nicht angezeigt werden, die keine Altersklassifizierung haben, auch wenn die Inhalte weder gefährdend noch unzulässig sind.

Bei Pornos gibt es die meisten Verstöße

JusProg bietet sein Jugendschutzprogramm zum Download auf der Webseite jugendschutzprogramm.de an und kann namhafte Unterstützer vorweisen, darunter RTL 2, freenet, vodafone, Telekom und die Pro7/Sat1 Media SE. Allerdings gibt es die Software bislang nur für Windows-Betriebssysteme. Überhaupt fällt auf, dass in der Fülle verschiedener Internetangebote zum Thema Jugendmedienschutz, von denen eine Anzahl vom Bundesministerium für Familie und Jugend verantwortet oder gefördert wird, keine Schutzsoftware zu finden ist, die vom Betriebssystem unabhängig und für Smartphones und PCs gleichermaßen funktioniert.

Webseitenbetreiber, die problematische Inhalte, beispielsweise sexuelle oder gewaltverherrlichende Bilder, Filme oder Spiele anbieten, müssen mit der Novellierung des JMStV auch einen Beauftragten für Jugendmedienschutz bestellen, ebenso die Betreiber von Suchmaschinen. Dieser soll Nutzer als Ansprechpartner in Fragen des Jugendschutzes beraten. Um Smartphone oder Tablet kindersicherer zu machen, gibt es kostenlose, allerdings von der KJM nicht anerkannte, Jugendschutz-Apps bei SCHAU HIN!. Diese Initiative, an der das Bundesministerium für Familie und Jugend sowie mehrere Medienunternehmen beteiligt sind, berät Eltern zudem bei Fragen zum kindgerechten Umgang mit Internet, insbesondere den sozialen Netzwerken und mobilen Geräten.

Den größten Anteil von Verstößen verzeichnet die KJM bei der Verbreitung von pornografischen Inhalten. Dazu kommt, dass die sozialen Medien mit den diversen Videoplattformen und Foren, die das Ansehen, Hochladen, Bewerten und Kommentieren von Filmen und Bildern im Internet erlauben, die Kontrolle gefährdender Inhalte erschweren. Fischer mag das Argument, den Jugendmedienschutz wegen der Komplexität und der ungeheuren Dynamik der Medienwelt abzuschaffen, nicht mehr hören. „Man kann den Jugendmedienschutz nicht abschaffen, weil ohnehin dagegen verstoßen wird. Das ist so unsinnig wie die Forderung, die Straßenverkehrsordnung abzuschaffen, nur weil ständig dagegen verstoßen wird.“ ■

500 JAHRE REFORMATION

MIT DRUCK ZUR *REFORMATION*

Martin Luther machte die Reformation zum Weltereignis. Doch ohne modernste Drucktechnik von Johannes Gutenberg wäre die rasante Verbreitung von Luthers Schriften gar nicht möglich gewesen. | VON ANNE KLOTZ

Sie sind grundlegender Bestandteil der Reformation: die 95 Thesen Martin Luthers. Damit wollte der Augustiner-Mönch die Bevölkerung aufrütteln – und den Ablasshandel der Kirche kritisieren, durch die sich die sündigen Menschen Vergebung käuflich erwerben konnten. Diese Art der Sündenvergebung hatten zahlreiche Menschen schon lange als Missbrauch und falsche Lehre empfunden. Die Vervielfältigung von Luthers Flugschriften durch das Druckverfahren verhalf dem Mönch zu großer Öffentlichkeit – und damit auch seinem Gedankengut.

Mainz um 1450: Johannes Gutenberg experimentiert in seiner Druckwerkstatt. Er will Schriften vervielfältigen und dabei den Umweg über handschriftliche Kopien vermeiden. Schon in den 40er Jahren hat er während seiner Zeit in Straßburg immer wieder Blei eingekauft und sich am Bau einer Druckerpresse versucht. In Mainz will er jetzt sein Vorhaben professionalisieren. Und tatsächlich, wenige Jahre vor seinem Tod gelingt Gutenberg der Coup. Er entwickelt eine ausgefeilte Technik zur Letternherstellung. Mit einem Handgießverfahren kann er exakt die gleichen Buchstaben in beliebiger Zahl produzieren – und damit Schriftstücke auf einfache Weise vervielfältigen. Unter vielen Historikern gilt die Einführung des Drucks mit beweglichen Lettern als „mediale Revolution“.

Wandel durch die „Unsterblichkeitsmaschine“

Doch neu ist das Druckverfahren nicht, wenngleich Gutenberg unter amerikanischen Wissenschaftlern als „der Mann des Jahrtausends“ gilt. Die Gutenberg-Bibel ist nicht das älteste überlieferte gedruckte Buch. In Ostasien druckte man bereits im 13. Jahrhundert mit beweglichen Schriftzeichen. In der Pariser Nationalbibliothek liegt ein Exemplar des koreanischen „Jikji“ vor, das 1377 mit dieser Methode hergestellt wurde. Doch die Deutung beider Ereignisse unterscheidet sich grundlegend: Sie macht den Buchdruck Gutenbergs zum revolutionären Ereignis, zum Geniestreich, wohingegen die ostasiatische Erfindung eher als eine langfristige, leise Entwicklung zu sehen ist.

In den frühen Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts sind die Folgen der medialen Entwicklung zu spüren. Gesellschaftlich,

Johannes Gutenberg war mit seiner Druckerpresse seinerzeit ein Pionier der neuen Medien

Fotos: Ingo Staudacher, Wikipedia (CC BY-SA 2.0) | Willi Heidelbach, Wikipedia (CC BY-SA 3.0)

Gutenbergs Technik und Luthers Schriften machten die Reformation zu einem Medienereignis

„EIN EREIGNIS WIE DIE REFORMATION ÜBERWINDET DIE GRENZEN DER ALLTÄGLICHEN ERFAHRUNG.“

ökonomisch, politisch, sozial und kulturell kommt es zu einem Wandel. Die Wissensvermittlung und -speicherung geschieht nun durch gedruckte Texte und Bilder anstelle der bloßen mündlichen Weitergabe. Der Medientheoretiker Marshall McLuhan bezeichnete die Druckpresse 1968 sogar als „Unsterblichkeitsmaschine“. Schriftliche Kommunikation kann somit in die Kataloge von Bibliotheken aufgenommen werden. Durch die Drucktechnik lassen sich Textformen vereinheitlichen, es entstehen festgelegte Schriftarten und Abbildungen, sogar Wörterbücher erscheinen auf dem Markt. Tatsächlich hilft der Buchdruck, den Analphabetismus zu verringern.

Die Kirche scheut die neuen Medien

Mitten in diesen Prozess fällt die Reformation. Luther profitiert von den Entwicklungen und zieht einen Nutzen daraus. Zwar sind weder das handschriftliche Dokument noch der erste Druck der 95 Thesen heute noch erhalten, doch weiß man, dass er zahlreiche Flugschriften mit der neuesten Technik drucken ließ – und schließlich konnten auf die Weise auch seine Thesen verbreitet werden. Zweifelsohne prägten die neuen Medien die Reformation, und die Reformation prägte die neuen Medien. Denn ohne die Nachfrage nach gedruckten Inhalten hätten sich diese Techniken nicht so schnell etablieren und ausbreiten können.

Martin Luther, der ohnehin der erfolgreichste Autor seiner Zeit ist – immerhin können ihm heute 219 Flugschriften zugeordnet werden, auch der Druck von 100.000 Exemplaren des kleinen Katechismus ist auf ihn zurückzuführen –, gelingt mit der Bibelübersetzung schließlich ein Meisterstück. Es ist nicht die erste deutschsprachige Bibelübersetzung dieser Zeit, aber sicher die professionellste. Der Erfolg seiner Übersetzung hängt jedoch auch mit dem Zustand der Katholischen Kirche zusammen. Viele Menschen sind auf Sinnsuche. Daraus macht die Kirche einen ganzen Wirtschaftszweig. Denn zu kaufen gibt es nicht nur Ablassbriefe, sondern auch Rosenkränze, Andachtsbücher, Statuen, Kreuze. Eine allgemeine Frömmigkeitswelle schwappt über den deutschen Boden – und für Luther, der über die Freiheit eines Christenmenschen schreibt, ist dies ein fruchtbarer Boden.

Die Kritik des Wittenberger Theologen an der Kirche und ihren fragwürdigen Praktiken trifft mitten in den Alltag der Bevölkerung. Religion ist kein Randthema. Das begünstigt, dass Luther nicht nur Gehör findet, sondern seine Schriften auch gelesen werden. Er verfolgt ein Kommunikationsprinzip, dessen Aspekte sich gegenseitig bedingen: die Verbindung von Text und Sprache. Die Basis bilden seine Schriften. Deren Inhalte werden sowohl von Befürwortern als auch Kritikern mündlich verbreitet: Luther ist in aller Munde. Er schafft einen Zugang zum Glauben für jedermann. Seine Predigten sind volksnah, verfasst in deutscher Sprache, seine theologischen Einsichten eindrucksvoll und verständlich.

Der Druck förderte auch einen Visualisierungsschub: Luthers Botschaften schlugen sich in kunstvollen Abbildungen nieder, die nun mit wenig Aufwand in hoher Zahl gedruckt werden konnten. Gemälde zu kopieren dauerte mitunter Jahre. Kanzel und Druckwerkstatt werden zu den wichtigsten Brutstätten der Reformation. 1517 kommt es gar zu einer enormen Auflagensteigerung.

Medienereignis Reformation

Für Zeitgenossen sprengt die Reformation den Rahmen des Denkbaren. Der Anklang, den Luthers Gedanke findet, ist enorm. Es entwickelt sich rasch eine sogenannte „reformatorische Öffentlichkeit“, die immer mehr an Dynamik gewinnt. Selbst Laien diskutieren die Texte des Augustiner-Mönchs, im alltäglichen Austausch haben sie ihren Platz. Die Kirche sieht sich damit einer großen Herausforderung ausgesetzt, so wenig kann sie die Reformation eindämmen. Selbst mit bisher vollzogenen Ketzerprozessen kommt sie hier nicht weiter. Zwar kontert sie mit bildlichen Darstellungen, der Empfängerkreis beschränkt sich allerdings nur auf Gläubige. Mit gedruckten Publikationen reagiert sie bis zum Trienter Konzil 1563 kaum. Das begünstigt den reformatorischen Prozess, der die komplette Bandbreite der medialen Vielfalt auskostet.

Warum gilt die Reformation als mediales Ereignis? News is what‘s different – das Ungewöhnliche macht die Nachricht, lautet ein journalistischer Grundsatz. Ein Ereignis wie die Reformation führt aus der Routine heraus, überwindet die Grenzen der alltäglichen Erfahrung, ist bis heute äußerst ungewöhnlich. Im Übergang vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit gilt sie als ein epochales Ereignis, das nur im Zusammenspiel mit der technischen Entwicklung seine Bedeutung bekommt. Erst mit der Möglichkeit des Druckens erreicht Martin Luther eine Öffentlichkeit besonderen Ausmaßes. Zwar avanciert der Mönch regelrecht zum Medienstar, aber es geht nicht um die Inszenierung seiner Person, wenngleich er unverzichtbar für die historischen Ereignisse ist. Die Reformation ist ein Zusammenspiel aus einer fast geniehaften Nutzung neuer Medien und der reformatorischen Botschaft an sich, die die Gemüter erregte: Nämlich die aus der Bibel abgeleitete Freiheit.

Foto: BR/X Filme/Hagen Keller

Erlöse uns vom modernen Krimi

Krimis haben viel mit Religion gemein. Das hat die Medienwissenschaftlerin Elisabeth Hurth aufgeschlüsselt. Zwischen traditionellen und modernen Krimis sieht sie einen Bruch. Heute zeigten Krimis eine verunsicherte Gesellschaft, in der es um den Glauben schlecht bestellt sei. Die Erlösung vom Bösen spiele kaum noch eine Rolle. | **VON MICHAEL MÜLLER**

Der Kampf gegen das Böse hinter lässt auch bei den Ermittlern Spuren: Die TV-Ermittler wie Ivo Batic (Miroslav Nemec, li.) und Franz Leitmayr (Udo Wachtveitl) vom Münchener „Tatort“ kommen mitunter an ihre Belastungsgrenzen.

Wenn Religion im modernen Krimi thematisiert wird, steht sie häufig in Verbindung mit Gewalt („Tatort: Borowski und das verlorene Mädchen“)

Foto: NDR

Früher war die Medienwissenschaftlerin Elisabeth Hurth aus Wiesbaden ein leidenschaftlicher Krimi-Fan. Am liebsten hat sie TV-Serien wie „Die Rosenheim Cops“ und die SOKO-Reihe des ZDF gesehen. Auch heute schaut sie noch gerne beim „Großstadtrevier“ in der ARD rein. Den Krimi-Boom der vergangenen Jahre, der wöchentlich allein in den öffentlich-rechtlichen Sendern bis zu 45 Krimis ins Programm spült, betrachtet sie aber kritisch. Immer brutaler seien die Filme geworden. Der Zuschauer werde ratlos zurückgelassen. „Die aktuellen Tatort-Folgen zeigen explizit den Untergang christlich geprägter Werte“, sagt Hurth im Gespräch mit pro.

Dabei vertritt die 54-Jährige eigentlich die These, dass Religion und Krimis viel miteinander gemein haben. In ihrem Essay „Im Zeichen des Bösen“, der in der September-Ausgabe des Deutschen Pfarrerblatts erschienen ist, zeichnet sie die Parallelen nach. In Zeiten, in denen immer weniger Menschen glauben, biete der Krimi dem Zuschauer zahlreiche Themen, die einst exklusiv von der Kirche abgedeckt wurden: die Macht des Bösen und seine Folgen, die Frage nach Schuld und Sühne und die Möglichkeit einer Erlösung.

Beim Vergleich von Religion und Krimi fielen Hurth, die katholische Theologie studiert hat, auch Ähnlichkeiten in der Erzählstruktur auf. Jeweils gehe es darum, sich dem Bösen in der Welt zu stellen, es zu deuten und zu zähmen. Dass der Kampf gegen das Böse nicht immer siegreich sei und nicht alles immer gut ausgehe, mache auch ein verbindendes Element zwischen Krimi und Glauben aus. Im Krimi kommen Situationen vor, die einer Beichte ähneln, zum Beispiel, wenn der Täter gegenüber den Kommissaren gesteht. In die Kirche gehe zur Beichte heute kaum noch jemand. „Der Krimi kann da ein Türöffner sein“, sagt Hurth. Wenn der Krimi etwa religiöse Themen unterhaltend behandelt und sie auf diese Weise auch kirchenfernen Zuschauern nahebringt.

Im Krimi ist es die Figur des Kommissars, die durch ihre Ermittlungen scheinbar heile Fassaden zum Einsturz bringt. Ein Reiz des Genres besteht nämlich darin, makellos wirkende Menschen zu präsentieren, die aber unfassbare Taten begehen. Hinter dem Gartenzaun lauert der Abgrund. Die tiefergehende Sinnfrage hinter dem Verbrechen bleibt aber unbeantwortet. So fasziniert den Zuschauer beim Krimi auch immer der unaufgelöste Fall, weil er ihn mit den eigenen dunklen Seiten in Verbindung bringt.

Ersatz für fehlenden religiösen Glauben

„Wir leben in einer Zeit, in der das Böse ganz wichtig für viele Menschen ist“, sagt der Tatort-Drehbuchautor Friedrich Ani der Fernsehzeitschrift TV Spielfilm. Menschen wollten das Böse zuordnen können, und zwar den anderen, den Fremden. Da pflichtet Hurth bei: „Der Krimi erfüllt eine Art Vergewisserungsfunktion.“ Was auf dem Bildschirm passiert, hilft bei der eigenen Iden-

titätsstiftung. Je brutaler die Morde ausfallen, umso weiter kann sich der Zuschauer als rechtschaffener Außenstehender bestätigt fühlen. Laut Hurth bleibt aber auch immer ein Teil des Zuschauers zurück, der die Motive des Täters abwägt und in Gefühlen wie Neid, Eifersucht oder Geltungsdrang sich selbst wiedererkennt.

Die Medienwissenschaftlerin zitiert in ihrem Essay bewusst Soziologen wie Siegfried Kracauer oder den Filmkritiker Willy Haas, die aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stammen. Haas glaubte noch daran, dass der Kriminalroman seiner Zeit „ein Ersatz für den fehlenden religiösen Glauben" sein kann. In den Texten des Weimarer Kritikers steckte eine Zuversicht, dass Kommissare eine Gerechtigkeit wiederherstellen können. Ein bisschen wehmütig blickt Hurth auf diese Generation der Krimis zurück, die heute verloren gegangen scheint.

Die Kluft zwischen traditionell erzählten und modernen Krimis wird offensichtlich, wenn neue Tatort-Folgen neben Krimiserien am Vorabend stehen. Serien wie „Notruf Hafenkante" oder „Großstadtrevier" gesteht Hurth „einen Erinnerungsrest des christlichen Erlösungsverständnisses" zu. Hier gebe es noch die Hoffnung auf eine Erlösung von dem Bösen. Wohl gemerkt handelt es sich dabei um keine Erlösung, die Gott herbeiführt. Aber es besteht die Möglichkeit, dass der Kommissar die Welt wieder ordnet und mit Sinn erfüllt, indem er die böse Tat aufklärt.

Die neueren Tatort-Folgen dagegen am Sonntagabend besitzen nach Ansicht Hurths meist gar nicht mehr diesen Anspruch. Sie zeichnen eine gewaltbesetzte und machtorientierte Welt. Das Böse kann nicht besiegt werden, der Tatort bietet nach Hurths Beobachtung nur noch Strategien zum Umgang mit dem Bösen in der Gesellschaft an. Das Verbrechen bleibt häufig ungesühnt, die menschliche Entgrenzung wird nicht mehr erklärt.

Foto: privat

Die Wiesbadener Medienwissenschaftlerin Elisabeth Hurth hat Amerikanistik, Germanistik und katholische Theologie studiert

Es bleibt den Ermittlern nur übrig, die Hintergründe offenzulegen. So entsteht zumindest kurzfristig der Eindruck, dass das Böse gebändigt werden kann. Aber die Grenzen zwischen Schuldigen und Schuldlosen lösen sich auf. Niemand ist mehr ohne Schuld, auch der Kommissar nicht, der heute fast mehr mit den eigenen Problemen als mit dem Fall zu kämpfen hat.

Dass die Tatort-Reihe, die in diesem Jahr ganze 37 neue Fälle präsentiert und mit Ausnahme von Fußball-Länderspielen den populärsten Fernsehinhalt der vergangenen Jahrzehnte darstellt, auch etwas über den Zustand der Gesellschaft ausdrückt, ist einleuchtend. Für Hurth offenbaren die Krimis sogar seismographisch genau die Befindlichkeit der Deutschen. „Die Gesellschaft krankt an Verstörungen und Unordnungen", sagt die Medienwissenschaftlerin. Das drücke sich in der Zunahme von Gewalt und Verrohung bei den Krimiserien aus. Krimis wie die Polizeiruf-Episode „Wölfe" zeigen detailliert übel zugerichtete Opfer, denen das Gesicht zerbissen wurde. Um mit dem internationalen Markt mitzuhalten, setzen deutsche Krimis immer häufiger auf blutige Bilder, die nichts für schwache Mägen sind.

Funktionale und substanzielle Religion

Der ehemalige Late-Night-Moderator und baldige Chef des Ermittler-Duos im neuen Schwarzwald-Tatort des SWR, Harald Schmidt, glaubt das Erfolgsgeheimnis des Krimis zu kennen. „Über 70 Jahre herrscht in Mitteleuropa Frieden", sagt er und fügt halb scherzhaft hinzu: „Irgendwohin muss ja die Aggression." Dieses versteckte Aggressionspotenzial sieht Hurth ebenso. Der Krimi trage zu einer Art sicheren Hygiene bei. Dort könne der Zuschauer seine Aggression auf die Figuren projizieren und durchspielen. „Aber für den Einzelnen wird es zunehmend schwieriger, mit der Verrohung in der Gesellschaft umzugehen", sagt Hurth , „weil die Menschen mehr und mehr auf sich allein gestellt sind."

Die Medienwissenschaftlerin hat längere Zeit ausgesetzt, den Tatort anzuschauen, weil sie die neuen Fälle als belastend empfand. Besonders der im Februar ausgestrahlte Kölner Fall „Kartenhaus", der aus der Perspektive eines von Bonnie & Clyde inspirierten Killer-Paars erzählt ist, habe sie in seiner Aussichtslosigkeit sehr aufgewühlt. Die 1000. Jubiläumsfolge der Tatort-Reihe hat sie sich aber wieder vorgenommen.

Religion bekommt durch die Medien immer mehr öffentlichen Raum, sodass sie für die Gesellschaft wieder wahrnehmbarer wird. Das passiert in Krimis aktuell vor allem im Gewand der Gewalt, etwa wenn es um Islamismus geht. Hurth differenziert jedoch in ihrem Verständnis von Religion. Sie unterscheidet zwischen einem substanziellen und einem funktionalen Religionsbegriff. Letzterer fragt nur noch danach, wozu Religion dient. Diese Qualität ordnet Hurth zum Beispiel auch einer trivialen Telenovela zu, die Protagonisten mit unterschiedlichen Religionen auftreten lässt. Beim substanziellen Religionsbegriff gehe es aber um Inhalte: „Wenn die Inhalte nicht gelebt werden, ist es um die Religion schlecht bestellt." Krimis zeigen, dass Religion zunehmend nur auf der funktionalen Ebene dargestellt wird. Deswegen demonstriert für sie die Tatort-Reihe auch den Untergang christlich geprägter Werte. Vielleicht kann der eine oder andere Krimi aber doch dabei helfen, eine positive Idee von Glaube und Religion zu bekommen. Im bayerischen Tatort „Wahrheit" vom 23. Oktober wurde zum Beispiel auch eine Familie beim Tischgebet gezeigt. Mag sein, dass das eine Ausnahme war. Aber umso mehr könnte es aufgefallen sein.

Gerade die öffentlich-rechtlichen Sender sind hier auch in der Verantwortung. Denn sie haben den gesetzlichen Auftrag, in ihren Angeboten einen Überblick über das „Geschehen in allen wesentlichen Lebensbereichen zu geben". Unterhaltungssendungen sind davon nicht ausgenommen. Und Religion ist durchaus ein wesentlicher Lebensbereich, denn immerhin gehören noch rund 46 Millionen Deutsche einer der beiden Volkskirchen an. Die Kirchen könnten sich ihrerseits herausgefordert sehen, ihre Stimme hörbarer zu machen, auch durch ihre Sitze in Runfunkräten. Denn auch wenn Krimis die Erzählung der „Erlösung von dem Bösen" nicht mehr einlösen, wie Hurth analysierte – die christliche Botschaft wird sich in der Hinsicht nicht ändern.

prost!

Auf ein Getränk mit Harald Glööckler

Der Modedesigner Harald Glööckler, 51 Jahre, ist für die extravaganten, schmuckvollen Kreationen seines Labels „Pompöös“ bekannt

Foto: Konstantin Eulenburg

Der Modedesigner Harald Glööckler hat einen Schmuckschuber für die neue Lutherbibel gestaltet. Was seine Motivation dahinter war, was ihm die Bibel bedeutet und was er mit Gott bespricht, verrät er im Interview. | DIE FRAGEN STELLTE JONATHAN STEINERT

pro: Was möchten Sie trinken?
Harald Glööckler: Einen schönen Rotwein würde ich nehmen.

Was war Ihre Motivation, einen Schmuckschuber für die Bibel zu gestalten?
Die Deutsche Bibelgesellschaft hat mich angefragt. Für mich als Künstler ist das natürlich eine sehr interessante und ehrenvolle Aufgabe. Für mich war da auch der Gedanke, junge Leute für die Bibel zu interessieren.

Warum sollten junge Menschen die Bibel lesen?
Es ist für viele junge Leute leider nicht so wahnsinnig hip, die Bibel zu lesen. Da muss man ansetzen und sagen: Das ist ein ganz tolles Buch, ein Ratgeber, wo man nicht vorn anfangen und hinten aufhören muss. Es ist wichtig, dass man die Bibel gelesen hat, dass man sich bildet – auch über andere Dinge, etwa die griechische Mythologie. Ich habe die Bibel und auch den Koran gelesen.

Was bedeutet Ihnen die Bibel persönlich?
Darin gibt es sehr viele Lebensweisheiten, die einen weiterbringen können in Situationen des Lebens, wo man Hilfe oder Rat braucht. Es ist ein Buch mit einem fantastischen Wissen. Und wer darin liest, kann auch nachprüfen, ob das, was die Kirche erzählt, auch so in der Bibel steht. Vieles ist ja eine Frage der Deutung.

Für den Schuber haben Sie den Vers hervorgehoben: „Du erntest, wo du nicht gesät hast, und du sammelst ein, wo du nicht ausgestreut hast.“ (Matthäus 25,24). Warum diesen Vers?
Das Leben ist ein Geschenk Gottes. Eigentlich leben wir in einem Paradies, aber wir begrenzen uns so, machen uns selber klein und sind so klein im Glauben. Dabei haben wir viel Spielraum, unser Leben zu verwirklichen. Ich wollte den Menschen zeigen, dass wir eigentlich im Paradies sind und nicht für alles kämpfen und arbeiten müssen, sondern dass uns ganz vieles zufliegt; dass wir ganz vieles bekommen, wenn wir darum bitten und daran glauben. Das ist auch ein tröstlicher Gedanke.

Fehlt uns dafür die Wahrnehmung?
Nicht die Wahrnehmung, der Glaube! Ich weiß, wovon ich spreche. Ich habe schwerste Zeiten erlebt. Wenn es am schwierigsten war und hoffnungslos, dann habe ich das abgegeben. Dann habe ich gesagt: „Okay, ich weiß nicht mehr weiter“, aber ich bin nicht verzweifelt, sondern habe gesagt: „Jetzt macht ihr mal!“ Ich habe da ein sehr offenes Gespräch mit den Engeln und mit Gott. Aber daran müssen Sie glauben.

Und Gott hilft Ihnen dann?
Ja. Es kann zum Beispiel sein, dass ich zu jemandem einen Kontakt bekommen möchte, dann bitte ich darum und es kann sein, dass am nächsten Tag ein Anruf von der Person kommt. Da werden viele sagen: „Ich kann doch Gott nicht für sowas benutzen.“ Natürlich kann man. Er sagt nicht: „Damit kannst du mir nicht kommen, dafür hab ich keine Zeit.“ Ich bin im ständigen Gespräch mit Gott. Wir reden über alles. Ich checke auch Geschäfte im Gespräch mit Gott, bevor ich sie mache. Das macht das Ganze sehr lebendig und spannend. Es wäre ja furchtbar, wenn ich Gott nur anrufen könnte, wenn ich Probleme habe.

Gehören Sie selbst einer Kirche an?
Ja, ich bin evangelisch getauft. Aber ich finde, man kann in allen Religionen etwas Bereicherndes finden, was einen im Leben weiterbringt. Als Kind hatte ich immer ein paar Probleme damit, dass die Kirchen nicht so prächtig waren. Da hat man mir erklärt, dass Luther den Schmuck aus den Kirchen hat entfernen lassen. Wieso eigentlich? Ich habe genug Armut gesehen in der Kindheit, da hätte ich es schön gefunden, wenn es in der Kirche etwas mehr geglänzt und mehr Kronleuchter gegeben hätte.

Vielen Dank für das Gespräch.

Die Deutsche Bibelgesellschaft gibt zur revidierten Lutherbibel Ausgaben mit Schmuckschubern heraus, die Prominente gestaltet haben. Unter ihnen die Schauspielerin Uschi Glas, der Fußballtrainer Jürgen Klopp – und der Designer Harald Glööckler. Er wählte dafür eine paradiesische Szene.

» *die-bibel.de/shop/themenwelten/prominente-und-die-bibel*

Mit Kindern Bibelgeschichten entdecken

Mit Kinderbibeln können Eltern ihren Kindern die Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament nahebringen. Doch was macht eine gute Kinderbibel aus und welche Inhalte müssen den Kindern nicht zugemutet werden? Ist es ein Unterschied, Geschichten zu erzählen oder vorzulesen? Pädagogen empfehlen, unterschiedliche Kinderbibeln im Haus zu haben. |
VON MARTINA BLATT

Von der Schöpfung der Welt bis zur Offenbarung – das ist das Geschichtenportfolio, das eine Kinderbibel bieten kann. Doch bei Kinderbibeln geht es nicht in erster Linie darum, „einen Traditionsbestand so früh wie möglich zu sichern“, sagt Martina Steinkühler, Professorin für Gemeindepädagogik an der Evangelischen Hochschule Berlin, im Gespräch mit pro. Die Aufgabe von Kinderbibeln ist es, „Kinder an das Nachdenken über Religion, an die religiöse Dimension im Leben heranzuführen – und das als Christen aus einer christlichen Perspektive und mit christlichen Inhalten“. Wichtig sei, in einen Dialog mit Bibelgeschichten zu treten, der mitwachsen kann und „von dem es gut ist, wenn er früh anfängt“, erklärt Steinkühler, die selbst Mutter ist.

Jedes Kind und jede Altersgruppe braucht andere Inhalte. Eltern sollten darauf achten, was ihr Kind in der aktuellen Lebenssituation benötigt. Geschehen die ersten Trennungen von zu Hause, weil das Kind in den Kindergarten geht, eignen sich Geschichten, die solche Punkte aufgreifen. Für kleine Kinder passen etwa die Geschichten von Abraham, Isaak, Jakob und ihren Familien nach dem Motto „Wir müssen los in ein unbekanntes Land“, wie die Kita ein unbekanntes Land ist. Weg-, Bewahrungs- und Familiengeschichten eignen sich: Jesus segnet die Kinder, die Sturmstillung auf dem See Genezareth. Die Botschaft ist: Jesus ist mit im Boot, er schläft zwar, aber wir brauchen ihn nur zu wecken, dann ist alles wieder gut. „Obwohl alle Bibelgeschichten eigentlich Erwachsenengeschichten sind, gibt es Geschichten, die da wunderbar passen“, meint Steinkühler.

David und Goliat: Geschichte eines Totschlags

Auch Gewaltgeschichten finden sich in der Bibel. Sollten Kinder davon erfahren? Religionspädagogin Steinkühler sagt: „Gewalt gehört dazu, das ist per se auch nicht schlimm, weil das die Kinder gewöhnt sind. Das ist das Leben. Aber es ist die Frage, wie ich damit umgehe.“ Die Geschichte von David und Goliat – der

Simon Jahn (34), Vater von drei Kindern, freier Journalist

Die Kinderbibel für Weltentdecker

Dieses Buch ist mehr als nur eine weitere Kinderbibel. Ausgehend von den Texten der Heiligen Schrift stellt es immer wieder den Bezug her zu Kindern aus aller Welt, wie sie leben und Gott erfahren. Dazu gibt es Fotos und interessante Fakten zu den jeweiligen Ländern. Auch die Bibeltexte selber bieten viel Entdeckerpotenzial: Das breite Spektrum von oft gehörten bis zu selten aufgegriffenen Geschichten und sogar Lehren wie der „Waffenrüstung Gottes“ überrascht. Die Autorin Carolyn Larson erläutert und ordnet die Texte stets in den Gesamtkontext der Bibel ein und schafft es damit auf leicht verständliche Art, Kindern auch die größeren Zusammenhänge der Bibel nahezubringen. Möglich macht das nicht zuletzt ihre erfrischend bildhafte, erzählende Sprache. Etwas zu viel sein könnte dem ein oder anderen die evangelistische Note, die besonders in den kurzen, zusammenfassenden Kommentaren zum Tragen kommt, die in die tollen, großflächigen Illustrationen von Martina Peluso eingearbeitet sind. Dass der Name des Hilfswerks World Vision, das die ergänzenden Geschichten der Kinder aus anderen Ländern zusammengetragen hat, dabei öfters in den Texten fällt, ist natürlich nicht zufällig, aber verschmerzbar.

Renée & Rich Stearns, Carolyn Larsen, Martina Peluso (Illustrationen): „Die Kinderbibel für Weltentdecker“, SCM R. Brockhaus, 274 Seiten, 24,95 Euro, ISBN 9783417287622

Foto: angelacolac, thinkstock

Kleine besiegt den Großen – ist eine beliebte Kindergeschichte und gleichzeitig die Geschichte eines Totschlags. In manchen Kinderbibeln wird noch erwähnt, dass David Goliat den Kopf abschlägt. Das muss laut Steinkühler nicht unbedingt sein, vor allem nicht als Bild. Andererseits wollten Kinder im Alter zwischen acht und zehn Jahren „klare Kante“ haben und wissen, dass der Böse tot ist. Auch die Bewahrungsgeschichte von Noah, der die Sintflut überlebt, ist beliebt und gleichzeitig eine Gewaltgeschichte, es sterben jede Menge Menschen und Tiere. „Wenn ich nicht lügen oder weglassen will, muss ich mir genau überlegen, wie ich mit dem Sterben in der Geschichte umgehe. Ein Schlüssel ist, zu sagen: ‚Es wird erzählt, Gott war so böse auf die Menschen …‘“, rät Steinkühler.

Auch Liebesgeschichten bieten Kinderbibeln, wie etwa die Geschichte von Jakob, der sich unsterblich in Rahel verliebt und fürchterlich traurig ist, dass er Lea bekommt. „Das ist so eine Geschichte wie: Die Prinzessin trifft den Prinzen oder nicht.“

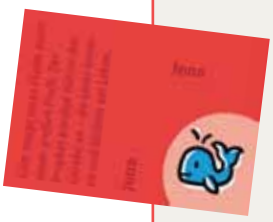
Was macht also eine gute Kinderbibel aus? Steinkühler rät von alten Kinderbibeln ab, in denen Gehorsam, Strafe und Lohn besonders betont werden und die moralisierend sind. Diese beinhalteten eine veraltete Pädagogik und entsprächen nicht mehr den heutigen Erziehungsidealen. Auch erteilt die Theologin Kinderbibeln eine Absage, die ein Thema zu sehr vereinfachen, verniedlichen, in denen Probleme glattgebügelt werden und der liebe Gott in einer Tour lächele. „Die haben leider eine sehr kurze Haltbarkeitsdauer. Die Kinder mögen das eine Weile, dann sagen sie, das sind Kindergeschichten, jetzt bin ich groß.“ Steinkühler spricht sich dafür aus, dass Kinderbibelautoren auch nicht zu viel Deutung übernehmen sollten – etwa darüber, was eine Figur fühlt, was sie plant und denkt. Das nehme den Kindern den Spielraum, sich selbst hineinzudenken: „Weniger ist mehr“, sagt Steinkühler.

Handgearbeitete Holzkiste mit 73 Büchlein, begrenzte Auflage. Bei Interesse Rückfrage an das Evangelische Bibelwerk im Rheinland

Elisabeth Hausen (42), Tante und Redakteurin

Das Bibelbuch

Von außen sieht es aus wie eine gewöhnliche alte Bibel in Übergröße. Aber dieses Buch hat es in sich: Es enthält eine bunte Miniaturbibliothek. Sie soll Schulen helfen, das komplexe Thema Bibel „greifbarer“ zu machen – so drückt es Elisabeth Werth vom Evangelischen Bibelwerk im Rheinland aus. Das Bibelbuch ist ein Teil der sogenannten Bibelbox. Die Gegenstände darin sind „zum Anfassen und Ausprobieren“ gedacht. Entworfen und originell umgesetzt hat das Bibelbuch die Kommunikationsdesignerin Almut Schweitzer-Herbold. In einer Holzkiste, von außen gestaltet als alte Bibel, findet sich ein Regal mit Büchlein, die für die einzelnen Bücher von Altem und Neuem Testament sowie den Apokryphen stehen. Öffnen lassen sie sich nicht, aber auf der Rückseite ist der jeweilige Inhalt, inspiriert durch den Bibellesebund, kurz zusammengefasst. So heißt es etwa zum Propheten Maleachi: „Gott erwartet von seinem Volk Respekt und Ehrlichkeit. Er kündigt sein Kommen an und sendet einen Boten voraus.“ Einzelne Teile wie Geschichtenbücher oder Evangelien haben je eine eigene Farbe. So erfahren Schüler auf kreative Weise, was zusammengehört und was die biblischen Bücher beinhalten. Sie können auch versuchen, die Büchlein selbst richtig einzuordnen. Zur Bibelbox gehören außerdem ein ausrollbares Bodenvlies zur Geschichte der Bibel, eine Lutherdose, ein Geschichtenbalken und eine Israel-Reliefkarte. Lehrer können die Elemente in den Schulreferaten der Evangelischen Kirche im Rheinland entleihen.



Tanja Jeschke, Marijke ten Cate (Illustrationen) : „Die große Bibel für Kinder“; Deutsche Bibelgesellschaft, 288 Seiten, 22,99 Euro, ISBN 9783438040701

Miriam Anwand (30), Mutter von zwei Kindern

Die große Bibel für Kinder

Schon die Größe, der Einband und das Einlegebändchen lassen ein Kind spüren: Dieses Buch ist wertvoll. Auf die Frage, was ihm denn besonders an der Bibel gefalle, antwortet Julius, vier Jahre: „Dass es so schön bunt ist, auch wenn es zugeschlagen ist.“ Nicht nur der farbig illustrierte Buchdeckel, auch der Buchschnitt lässt den Reichtum an Farben in der Bibel schon von außen erahnen. Jede der Seiten ist komplett mit Bild ausgefüllt. Die detailreichen Illustrationen laden ein, in ihnen spazieren zu gehen und sich so ganz in die Geschichten zu vertiefen. Obwohl die Bilder in der Historie bleiben, gibt es doch Details, die dem erwachsenen Betrachter nicht ganz korrekt erscheinen. So reitet Abrahams Frau Sara mit Cocktail in der Hand auf einem Kamel und vertraut so ganz entspannt auf Gottes Führung. Oder der König Nebukadnezar, der noch im Pyjama zur Löwengrube hastet, um zu sehen, ob es Daniel gut geht. Für Kinderaugen sind das aber wertvolle Anker. Sie helfen, die Geschichten in die Gegenwart zu transportieren, ohne sie zu verfälschen. Die Texte nehmen einen geringeren Teil im Buch ein, sind aber nicht weniger aussagekräftig und kindgerecht. Sie fassen die Geschichten gut zusammen und gehen an einzelnen Stellen ihrerseits ins Detail. So sind zum Beispiel der 23. Psalm und ein Teil der Bergpredigt enthalten. Das Nachwort des Buches richtet sich an die Erwachsenen und hilft ihnen, die Geschichten in ihren Kontext einzuordnen. Der Christliche Buchpreis der Alpha-Buchhandlungen wurde dieser Kinderbibel zu Recht verliehen.

Unterschiedliche Bibeln im Haus

„Für mich gelten dieselben Kriterien für den Text wie für das Bild: Es darf bitte vieles angedeutet, aber nichts zu Ende erzählt werden, um Dialoge und Diskurse möglich zu machen und dem Kind schon früh zu zeigen, es gibt nicht das eine richtige Bild.“ Deswegen ist der Pädagogin auch ein Jesus lieb, der nicht zu detailliert gezeichnet ist. Steinkühler plädiert dafür, mehrere Kinderbibeln zu Hause zu haben, in denen zum Beispiel die Figuren, ihre Frisuren, ihre Kleider unterschiedlich gezeigt werden. Bei kleinen Kindern passiere der Zugang über die Bilder, das ist das Hauptmedium, später werde es immer mehr der Text.

Steinkühler empfiehlt, Bibelgeschichten sowohl zu erzählen als auch vorzulesen. „Beim Vorlesen muss ich nicht nachdenken. Das Erzählen eröffnet mir aber ganz andere Möglichkeiten. Wenn ich selbst erzähle, leihe ich mir die Bibelgeschichten aus und nehme sie für den Augenblick mit dem Kind selber in die Hand, dann können die Kinder die Geschichte neu erleben.“ Die Erzählung habe nicht den Stellenwert eines geschriebenen Textes, denn sie ist „immer nur für den Augenblick, sie kann auch morgen wieder anders sein. Deswegen brauche ich beides, ich brauche einen festen Text, um dem Kind zu sagen: Das ist eine lange Tradition von Erzählungen, die hat eine feste Form gefunden, die bleibt immer“. Diese Form dürfen Eltern und Begleiter erzählen, wie sie sie heute verstehen. „Das gibt einem eine große Freiheit.“

Die Bibel selber entdecken

Mehr als 90 Prozent der Kinder in Deutschland finden es gut, wenn ihnen vorgelesen wird. Das belegt die neue Vorlesestudie der Stiftung Lesen. Es fördert im Idealfall Sprachkompetenz – mit der Bibel wie auch mit jedem anderen Buch. Die Kinder eignen sich neue Wörter und Sprachmöglichkeiten an. Das Vorlesen diene auch der Beziehungsebene: „Es passiert etwas zwischen dem, der liest, und dem, der hört“, sagt Steinkühler. Auf der religiösen Ebene, bei Bibeltexten, sei das besonders: „Bibelgeschichten sind so ziemlich das einzige, wo wir in eine Welt eintauchen, die durch und durch mit Gott rechnet. Das kennen wir in unserem Alltag gar nicht mehr, dass Gott immer dabei ist. Das bringen die Bibelgeschichten.“ Damit macht der Vorleser eine Ebene auf, „die vermutlich sonst im Alltag nicht zum Tragen kommt: Ich eröffne die Möglichkeit, Gott könnte in unserer Beziehungskiste, die wir gerade haben, auch dabei sein.“ Das funktioniere nicht so gut bei Bibeln, die das einfach dogmatisch verordneten. Hier funktionierten die Bibeln besser, in denen Gott in solchen Geschichten entdeckt werden kann. Steinkühler, die selbst Kinderbibeln schreibt, nutzt dafür eine spezielle Methodik: Sie legt den Akteuren der Geschichten Bekenntnisse in den Mund und lässt sie aus Menschenperspektive erzählen. Beispielsweise steht Mirjam nach dem Zug durch das Schilfsmeer da, sieht auf dem Wasser noch den Helm eines Ägypters und denkt: „Wir haben es geschafft. Gott hat mich gerettet.“ Durch diese Perspektive könnten sich Kinder fragen: Hat Gott mich auch schon mal gerettet?

Die allwissende Perspektive, wie sie in der Bibel sonst oft vorkommt, beim Erzählen aufgeben zu können, darin liegt für Steinkühler eine Chance. Spätestens Jugendliche würden eine allwissende Erzählweise nicht gerne hinnehmen. Selbst entdecken lassen – das ist das, was Steinkühler möchte. ■

„Die Bibel. Übersetzung für Kinder. Das Lukas-Evangelium“, SCM R.Brockhaus, 128 Seiten, 9,95 Euro, ISBN 9783417285444

Mia Görlach (11), Schülerin

Das Lukas-Evangelium

Die neue Bibelübersetzung speziell für Kinder ist ähnlich wie der Originaltext des Lukas-Evangeliums. Den Umschlag des Buches kann man mit Klebepunkten selbst gestalten, das finde ich sehr cool. Vorne im Buch wird erklärt, wie man es benutzt. Insgesamt ist das Buch sehr übersichtlich gestaltet. Zu den Personen, die im Text vorkommen, ist immer am Rand ein Bild und ein Steckbrief, in dem die Person vorgestellt wird. Das finde ich eine sehr gute Idee. Die Texte sind sehr verständlich, da hauptsächlich leichte Wörter und kurze Sätze verwendet werden. Schwierige Wörter werden am Rand der Seiten erklärt. Im Ganzen finde ich das Buch richtig toll und kann es auf jeden Fall empfehlen.

Ulrike Würth (44), Gemeindepädagogin, zuständig für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in der Evangelischen Kirchengemeinde Wetzlar

Die Kinderbibel

Die Kinderbibel von Eckart zur Nieden ist eine äußerst gelungene Vorlesebibel. Nach den wichtigsten Geschichten aus Altem und Neuem Testament endet sie mit Johannes‘ Vision aus Offenbarung 20 und 21, die zur Nieden gut erklärend einleitet.

Manche Überschrift weckt Neugier auf die Geschichte, zum Beispiel „Petrus bekommt Angst“. Gut gefallen mir auch die Zwischenüberschriften der Kapitel, die größere Zusammenhänge aufzeigen.

Die Geschichten werden in relativ kurzen Sätzen in kindgemäßer, anschaulicher Sprache erzählt, die bei Leser und Zuhörer eigene Bilder entstehen lässt. Der Autor fügt immer wieder Erklärungen harmonisch in den Erzählstrang ein, was die Verständlichkeit und Ausdruckskraft der Geschichten noch erhöht. Davon profitieren Kinder und Erwachsene gleichermaßen.

Die ganzseitigen Illustrationen sind bunt, in dezenten Farben gehalten, kleinere Bilder sind schwarz-weiß. Die feinen, detailreichen Zeichnungen laden ein, genauer hinzusehen, um beim gemeinsamen Vorlesen liebevolle Einzelheiten zu entdecken. Manche Zeichnung ist in dunklen Farben gehalten, die auf sensible Kinder unheimlich wirken kann.

Im Kindergottesdienst eignet sich diese Kinderbibel gut zum Vorlesen der Geschichten. Und auch, wer lieber frei erzählen möchte, um etwa den Blickkontakt zu den Kindern stärker halten zu können, oder wer dabei gerne Figuren einsetzt, findet in ihr wunderbare Anregungen für lebendiges Erzählen. So ist diese Kinderbibel auch für ungeübte Erzähler eine gute Hilfe, Kindern die biblischen Geschichten nahe zu bringen.

Eckart zur Nieden, Ingrid & Dieter Schubert (Illustrationen): „Die Kinderbibel“, Sonderausgabe, SCM R.Brockhaus, 424 Seiten, 9,95 Euro, ISBN 9783417285932

Foto: privat

Kinderbibelautoren sollten nicht zu viel Deutung von Gefühlen und Gedanken einer Figur übernehmen, sondern den Kindern die Möglichkeit geben, sich selbst in die Geschichte hineinzudenken, sagt **Martina Steinkühler**, Professorin für Gemeindepädagogik an der Evangelischen Hochschule Berlin.

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion

Stimmig-brummige Vokalmusik

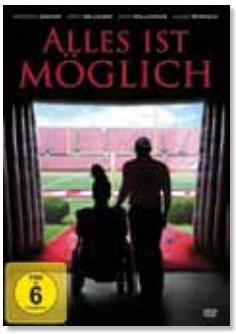
Die fünf Musiker der Gaither Vocal Band machen stimmige A-Capella-Musik im Southern-Gospel-Stil, jetzt mit ihrer neuen Platte „Better Together“. Der brummige Bass des 80-jährigen Gründers Bill Gaither wickelt den Zuhörer ein wie eine mollig warme Decke, die Stimmen der Band-Kollegen untermalen dies ansprechend wohlklingend. Es ist ein geschmeidiges Gesangserlebnis, mitunter geladen mit Groove. Jedoch sticht keins der zwölf Lieder als wirklicher Höhepunkt heraus. Die Songs auf der Platte sind fast ausschließlich Cover älterer Songs. Nur zwei Stücke – das ist etwas enttäuschend – sind wirklich neu: Der Namensgeber des Albums „Better Together“ und „But I need You More“. Zweiteres passt in die Adventszeit – andächtig, von Streichern begleitet und mit der Botschaft: Ich brauche nichts mehr als den Herrn. | **MARTINA BLATT**

Gaither Vocal Band: „Better Together“, Gaither Music Group/Gerth Medien, 18,99 Euro, EAN 0617884921828

Luther als Brettspiel

Luthers Leben gibt es jetzt auch als Spiel: Zwei bis vier Spieler starten in Luthers Geburtsstadt Eisleben. Sie müssen im Laufe des Spiels wichtige Orte der Reformation besuchen und Erfahrungspunkte sammeln. Dabei kommt es auf eine gute Routenplanung an. Wer zudem noch möglichst viele Zeitgenossen Luthers trifft, erhält weitere Bonuspunkte. Parallel zum Spiel entsteht aus kleinen Plättchen ein Luther-Porträt. Wenn dieses vollendet ist, endet auch das Spiel. Wer die meisten Punkte hat, gewinnt. Für Vielspieler ist „Luther – Das Spiel“ sicher kein Höhepunkt, aber die einfachen Mechanismen erleichtern den Einstieg und machen es zu einem netten Familienspiel. Die Dauer von etwa 45 Minuten ist überschaubar. Allerdings schreckt der Preis von fast 30 Euro etwas ab. Doch es kann ein Ansatzpunkt sein, sich mit Martin Luther und seinem Wirken auseinanderzusetzen. | **JOHANNES WEIL**

„Luther – Das Spiel“, 2–4 Spieler, ab 10 Jahren, Franckh-Kosmos-Verlag, 29,99 Euro, EAN 4002051692667



Wenn der Vater mit dem Sohne

„Er wird genau so, wie Gott ihn haben wollte.“ Das sagt Patricia Hughes (Jama Williamson) zu ihrem Ehemann Patrick John (Burgess Jenkins). Der ist emotional überfordert, denn sein Sohn Patrick Henry (Jimmy Bellinger) ist ohne Augen zur Welt gekommen. Auch prophezeien die Ärzte, dass er nie gehen können wird. Der Film „Alles ist möglich“ erzählt, wie aus Patrick Henry ein begabter Musiker am Klavier und mit der Trompete wird, dessen größter Traum es ist, in der Marschband der Universität zu spielen. Diese erbauliche Geschichte, die mit pathetischer Bläser- und Streichermusik inszeniert ist, trägt das Herz am rechten Fleck. Sie bewegt nicht nur, weil sie auf einer wahren Begebenheit beruht, die Hoffnung stiftet. Es ist die klug erzählte Beziehung zwischen Vater und Sohn, die den Film trägt. Aus einem simpel gestrickten Sportverrückten wird ein verantwortungsvoller Vater, der alles dafür einsetzt, seinen im Rollstuhl sitzenden Sohn begleiten zu dürfen. | **MICHAEL MÜLLER**

„Alles ist möglich“, DVD, FSK 6, 94 Minuten, 14,99 EUR, Gerth Medien, ISBN 4051238047332

Heimelige Weihnachtsfreude

Aufregung in den USA: Einige christliche Läden wollen das Weihnachtsalbum „Tennessee Christmas“ von Amy Grant nicht verkaufen. Es enthalte zu wenig biblische Botschaft in den Texten. Die Grande Dame der christlichen Musik sieht‘s gelassen: „Lasst uns nicht streiten!“ Zugegeben: Weihnachtsklassiker wie „Baby, It‘s Cold Outside“ auf Grants Album sind keine Kirchenlieder. Für Christen, die sich aufs Fest freuen, ist das Album trotzdem ein Genuss: Keine unnötige Spielereien, sondern gemütlicher Retro-Sound transportiert das Gefühl von Kaminfeuer im eingeschneiten Landhaus. Ein Album, das richtig Freude macht. In diesem Sinne: Joy To The World – Freue dich, Welt! | **MORITZ BRECKNER**

Amy Grant: „Tennessee Christmas“, ab 9,77 Euro, Capitol, ASIN B01M11MAO5

Gottes Nähe in Auschwitz erfahren

Auch im Leiden können Menschen Glück erfahren. Diese Ansicht vertritt der Auschwitz-Überlebende Jehuda Bacon, der in der Scho'ah seine Eltern und eine Schwester verlor. Denn er habe im Konzentrationslager Gottes Nähe erlebt. Der Psychiater und Theologe Manfred Lütz hat den jüdischen Künstler in Israel besucht und interviewt. Entstanden ist ein spannendes Buch. Der Titel „Solange wir leben, müssen wir uns entscheiden" deutet es an: Bacon spricht sich dafür aus, den Weg der Vergebung und der Versöhnung einzuschlagen. Nach dem Krieg lernte er durch die Liebe von Christen, wieder Menschen zu vertrauen. Nicht alle Fragen, die der Katholik dem Juden stellt, werden in den Interviews beantwortet. Dennoch ist es ein empfehlenswertes Buch, das zu Herzen geht. Lütz sagt: „Seit ich Jehuda Bacon begegnet bin, lebe ich anders. Mein Leben ist heller geworden." Dies kann auch die Lektüre der Interviews bewirken. | **ELISABETH HAUSEN**

Jehuda Bacon/Manfred Lütz: „Solange wir leben, müssen wir uns entscheiden. Leben nach Auschwitz", Gütersloher Verlagshaus, 192 Seiten, 16,99 Euro, ISBN 9783579070896

Knuffiges zur Weihnachtszeit

Der schmale Comicband „Licht in der Nacht", der die Weihnachtsgeschichte erzählt, konzentriert sich auf die ersten beiden Kapitel des Lukas-Evangeliums. Der Leser bekommt auch den Evangelisten Lukas, am Schreibtisch sitzend, zu sehen und verfolgt parallel zu Jesu Geburt auch die von Johannes, dem Täufer. Die Figuren sind knuffig gezeichnet, das Ganze besitzt eine feierliche Atmosphäre. Die britischen Illustratoren Alex Webb-Peploe und Andre Parker haben den Comic als Einstieg für junge Leser gedacht. Die visuellen Highlights sind sicherlich der Auftritt des Erzengels Gabriel und die himmlischen Heerscharen, die den Hirten den Weg zur Krippe weisen. Sie überstrahlen wörtlich die Comic-Panels. Am stärksten brennt sich aber das Bild des sanft schlafenden Jesus in der Krippe ein. | **MICHAEL MÜLLER**

Alex Webb-Peploe/Andre Parker: „Licht in der Nacht. Die Weihnachtsgeschichte, wie Lukas sie erzählt", Brunnen, 48 Seiten, 9,99 EUR, ISBN 9783765520693

Gracebook und YouBube: Jesu Geburt 2.4

Maria und Josef leben friedlich in Nazareth. Alles ist gut. Bis zu dem Tag, an dem Maria eine Nachricht auf ihr Smartphone erhält, in der ihr Erzengel Gabriel mitteilt, sie sei schwanger mit dem Sohn Gottes. Über den Messenger „Wartsab" wird Josef informiert, dann steht auch noch die Volkszählung in Bethlehem an, über den Reiseanbieter „twovago" muss eine Unterkunft gesucht und ein Esel über „IAAVIS" gebucht werden. Beim Nachrichtendienst „Splitter" berichtet Josef von der Reise. Als sich dann auch Herodes noch über den Netzanbieter „Kingstar" einschaltet, wird es ungemütlich. Mit viel Liebe zum Detail, Wortwitz und jeder Menge Kreativität erzählt das Büchlein „Die Weihnachtsgeschichte 2.4" die Geschichte von Jesu Geburt, als hätten alle Beteiligten schon damals über soziale Medien und das Smartphone miteinander kommuniziert. Eine schöne Bescherung und absolut lesenswert! | **SWANHILD ZACHARIAS**

Hartmut Ronge: „Die Weihnachtsgeschichte 2.4", riva, 48 Seiten, 6,99 Euro, ISBN 9783868839791

Lobpreis mit klarem Blick

Das neue Album des christlichen Musikers und Predigers Chris Tomlin heißt „Never Lose Sight" (Verliere niemals den Blick). Tomlin gehört zu den großen Namen in der christlichen Musikszene. Seine Anbetungslieder werden in Kirchen weltweit gesungen. Er wurde dreimal mit dem christlichen Musikpreis „Dove Award" ausgezeichnet. Sein neues Album enthält viele neue Lieder voller Hingabe für Gott. Und bei allem, was er tut, behält er einen stets im Blick: Jesus Christus. Die „Deluxe Edition" enthält die Bonus-Tracks „The God I Know", „God And God Alone" und „Kyrie Eleison", Letzterer unter anderem mit dem Special Guest Matt Redman. Fans des Lobpreissängers kommen voll auf ihre Kosten. | **JÖRN SCHUMACHER**

Chris Tomlin: „Never Lose Sight", Gerth Medien, 18,99 Euro, EAN 5099968029128

Der neue 1000plus-Kalender 2017 ist da!

ICH HAB IHN SCHON!

Setzen Sie ein Zeichen für das Leben! 365 Tage im Jahr.

Hängen Sie den 1000plus-Kalender in Ihr Wohnzimmer, Ihre Küche, Ihr Büro, Ihre Praxis, Ihre Gemeinde – oder verschenken Sie ihn zu Weihnachten!

So geht's:

Sie können den Kalender 2017 ab sofort bestellen: telefonisch unter *089 5404105-0*, per E-Mail an *kontakt@1000plus.de* oder online auf *www.1000plus.de/kalender*. Die Selbstkosten für einen Kalender liegen bei 7 Euro. Wir freuen uns, wenn Sie sich mit einer Spende an diesen Kosten beteiligen.

Bitte spenden Sie für Ihren Kalender:

Pro Femina e.V. | IBAN DE47 7002 0500 0008 8514 00 | BIC BFSWDE33MUE | Stichwort: Kalender